

Nr. 3841. Z XIX Kriegsnummer 132. Preis 1 Mark 50 Pf.

FLÄMISCHE SAGEN, LEGENDEN UND MÄRCHEN*)

DAS ENGELANDGAT ZU GENT. Unter der Regierung des Grafen Arnold, im Jahre 965, belagerten die engliſchen und franzöſiſchen Heere, ihre Könige an der Spitze, die Stadt Gent und bedrohten ſie mit vollkommener Vernichtung. Eines Tages ſandten die Belagerer zwei Schildknappen zu dem Ruwaert, dem Statthalter von Flandern, in die Stadt, um von ihm die Übergabe von Gent zu fordern. Als dieſe an dem Tore angekommen waren, öffneten ihnen die Wächter und führten ſie auf das Rathaus, wo eben die Schöffen, die Hauptleute der Krieger und die Meiſter der Zünfte verſammelt ſaßen. Die beiden Boten entledigten ſich ihres Auftrages. Da aber eröffnete ihnen Dietrich van Beveren, der Ruwaert von Flandern, in aller Namen, daß es feſt beſchloſſen ſei, die Stadt gegen jede Gewalt zu verteidigen, und an eine Übergabe ſei nicht im mindeſten zu denken. Der eine der engliſchen Schildknappen antwortete darauf, daß alsdann gänzliche Verwüſtung das Los von Gent ſein würde, indem nämlich der König, ſein Herr und Meiſter, geſchworen und mit einem teueren Eide es gelobt habe, ſo ſich die Stadt nicht übergäbe, ſie von Grund aus zu vertilgen, dergeſtalt, daß man die Stelle nicht finden könnte, wo ſie geſtanden; und alsdann werde er mit eigener Hand das erſte Korn auf dem Freitagsmarkte ſäen. Hierauf erwiderte der Ruwaert: »Dann ſage dem Könige, deinem Herrn, daß wir weder ſeine Macht noch ſeine Drohungen fürchten, und daß wir unſererſeits einen gleich teueren Eid geſchworen haben, ihm nie und nimmer unſere Tore zu öffnen.« Lange dauerte hierauf nun die Belagerung der wackeren Stadt Gent. Aber ſie war vergeblich, und die engliſchen und franzöſiſchen Heerhaufen waren endlich zum Abzug gezwungen. Da ſandte der König von England einen Ritter an den Ruwaert und ließ dieſen gar artig um die Erlaubnis bitten, zur Erfüllung ſeines getanen Schwures einige Samenkörnlein auf den Freitagsmarkt hinwerfen zu dürfen. Der Ruwaert aber entgegnete voll Stolz, der Stadt ſei ihr eigener Eid ebenſo heilig wie dem Könige ſeiner; wolle dieſer aber durch eine neu zu brechende Öffnung in der Ringmauer zur Stadt hineinkommen, ſo ſolle ihm dies nicht verwehrt ſein. Die Tore von Gent jedoch würden ihm niemals geöffnet werden. Dieſen Vorſchlag nahm der König von England an, und man brach ein Loch in die Mauer der Stadt zwiſchen der Torre- und der Poſterne-Poort, und durch dieſes trat er in die Stadt und warf eine Handvoll Korn auf den Freitagsmarkt. Von dieſer Begebenheit behielt die Straße, in die er zuerſt kam, den Namen »Engelandgat«, d. h. England-Loch, den trägt ſie noch heutigestags und wird ihn wohl noch lange Zeit weiter tragen.

DAS WAPPEN VON MECHELN. Im Jahre 1494 erhob Kaiſer Max die Herrſchaft Mecheln zu einer Grafſchaft, und bei dieſer Gelegenheit gebot er, daß ihr Wappen vermehrt würde durch einen ſchwarzen Adler mit ausgebreiteten Flügeln, wie ihn die römiſchen Könige im Schilde führten. Was den anderen Teil des Wappens angeht, ſo haben die Mechelner dieſen ſchon lange vorher gehabt und auf ſolche Weiſe bekommen: Der Sarazenenkönig Manellius verwüſtete mit ſeinen wilden Scharen das Königreich Aragonien. Da eilte Herr Walter Berthold, zubenannt der Große, welcher Herr von Mecheln und damals auch Vormund des Herzogs von Brabant war, dem Könige von Aragon zu Hilfe mit vielen ſeiner tapferen Mannen. An einem einzigen Tage ſchlug er ſiegreich das Heer der Sarazenen dreimal zurück, und es dauerte nicht lange, ſo war das ganze Königreich von den Ungläubigen geſäubert. Des war der König ſehr froh, und er ſprach zu Herrn Berthold: »Bittet von mir, was Ihr wollt, es iſt Euch von vornherein gewährt, und wäre es die Hälfte meines Königreiches.« Da ſagte der Herr von Mecheln: »Herr König, ich bitte Euch um nichts als nur um den dritten Teil Eures königlichen Wappens. Gebt mir drei der roten Stecken, deren Ihr neun im Wappen führt.« Dieſe neun roten Stecken hatte der König in ſein Wappen genommen zum Andenken an neun blutige Schlachten, in denen er die Sarazenen beſiegt hatte. Darum war ihm auch das Wappen gar lieb, und er war gar nicht ſonderlich erfreut über die ſeltſame Bitte des Herrn von Mecheln. Viel lieber hätte er die drei ſchönſten Städte ſeines Reiches gegeben als die drei Stecken aus dem Felde. Aber ſein Verſprechen mußte er halten. Und als Herr Berthold wieder heimzog nach Flandern, geleitete ihn der König bis an die Grenze ſeines Reiches und trennte ſich hier von ihm, nicht ohne ihm für die kräftige Hilfe zu danken. Alſo hat die Stadt Mecheln ihr Wappen bekommen, das ſie noch heute führt.

DIE BRILLE IM WAPPEN VON AUDENAERDE. Einſt hatte Kaiſer Karl den Bürgern von Audenaerde ankündigen laſſen, daß er durch die Stadt kommen und ſie bei dieſer Gelegenheit beſehen wolle. Da machten die Bürger große Zurüſtungen und ſandten Leute auf die Türme der Tore; die ſollten ſpähen, wann der Kaiſer käme, und den anderen in der Stadt rechtzeitig Kunde gäben. Aber die Wächter gaben ſchlecht acht. Und der Kaiſer war in der Stadt, ohne daß ſie etwas davon bemerkt hatten. Da fragte der Kaiſer den Bürgermeiſter, warum er ihn denn nicht am Tore der Stadt empfangen habe, wie es ſich zieme und Art und Weiſe ſei? Und der Bürgermeiſter antwortete: »Gnädigſter Herr Kaiſer, verzeihet, aber meine Augen ſind ſchlecht, ich kann nicht gut ſehen.« — »Dem wollen wir abhelfen«, antwortete Kaiſer Karl. »Ich gebe Euch von heute ab eine Brille in Euer Wappen, und dabei ſollt Ihr nie vergeſſen, in Zukunft eine Brille auf Eure Naſe zu ſetzen, wenn Ihr ausſchauen wollt, wann Euer Herr und Kaiſer kommt.« Noch heute ſieht man die Brille im Wappen von Audenaerde zur Erinnerung an Kaiſer Karls Beſuch.

*) Aus »Flämiſche Sagen«. Von Goyert-Wolter. Verlag Eugen Diederichs, Jena.

(Fortſetzung auf Seite 216)

  Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerſtraße 1–7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3841. 148. Bd. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 10 ℳ, frei ins Haus 10 ℳ 25 ₰. Preis dieser Nummer 1 ℳ 50 ₰. Der Anzeigenpreis beträgt für die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 ℳ 50 ₰, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 ℳ. 8. Februar 1917.



Eine Einführung in das Verständnis strategischer und taktischer Vorgänge



von Major a. D. Frz. Carl Endres

Preis M. 1.20 (Porto 10 Pfg.)

Ein vortreffliches Hilfsbuch für Offiziere und Aspiranten

Ein Elementarbuch für jeden Feldgrauen

Ein militärischer Ratgeber für jeden Zeitungsleser

Geschrieben von einem ehemaligen Lehrer für Strategie und Taktik an der türk. Generalstabsschule

Fr. Seybold's Verlagsbuchh. G. m. b. H. München 4

Wybert TABLETTEN

sind unsern Kriegern im Felde eine hochwillkommene

Liebesgabe

In Wind und Wetter schützen Wybert-Tabletten vor Erkältungen und lindern Husten und Katarrh. Als durstlöschendes Mittel leisten sie unschätzbare Dienste. Senden Sie daher Ihren Angehörigen an die Front Wybert-Tabletten; sie werden mit Jubel begrüßt.

Feldpostbriefe

mit 2 oder 1 Schachtel Wybert-Tabletten kosten in allen Apotheken u. Drogerien Mk. 2.– oder Mk. 1.–.

Eine wertvolle Erinnerungsgabe!



Verdun

Kriegsskizzenbuch

von Albert Reich 1916

mit einleitendem Text von Major a. D. Franz Carl Endres

Preis in Leinen gebunden M. 3.– (Porto 20 Pfg.)

Wer an diesen Kämpfen teilgenommen, wird dieses von Künstlerhand geschaffene Werk vor allem freudigst begrüßen. Aber auch für die weitesten Kreise bietet es durch seine Reichhaltigkeit sehr viel Interessantes. Der Künstler hat selbst mehrere Wochen vor Verdun gelegen und so war es ihm möglich, ein bleibendes Denkmal dieses Kriegsabschnittes zu schaffen.

Bestellungen aus dem Felde mit Angabe von Heimadressen werden sorgfältigst ausgeführt

Lucas-Verlag G. m. b. H. München 4

Juwelen und Schmucksachen versichern wir gegen jeden Verlust

ganz gleich wodurch: Abhandenkommen, Verlieren, Diebstahl, Taschendiebstahl, Beraubung, jede Beschädigung, Zerreissen von Colliers, Verluste einzelner Steine oder sonstiger einzelner Teile eines Schmuckstückes, Verluste durch Zufälle oder Unvorsichtigkeit jeder Art

ohne jede Ortsbeschränkung

(in der Wohnung, Eisenbahn, Trambahn, auf der Straße, auf der Reise, Theater, Hotel etc.).

Juwelen-Versicherungen schlossen wir ab für zahlreiche Fürstlichkeiten, Hofhaltungen, Angehörige der Hochfinanz und Großindustrie.

Man verlange unverbindlich Offerte.

C. & F. Frankl, Assecuranz

Frankfurt a. M. 1, Schillerplatz 3.

Fernspr.: Hansa 8787, 8788.





Echte billige Briefmarken! 100 As., Afr., Austr. Mk. 2.– 500 verschied. nur Mk. 3.– 1000 verschied. nur Mk. 11.– 2000 verschied nur Mk. 40.– **Max Herbst, Markenhaus, Hamburg Z.** Große illustr. Preisliste gratis u. franko.

Briefmarken Katalog gratis. Kassa-Ankauf v. Sammlungen. Berliner Briefm. Zeitg. Probeheft gratis. **Philipp Kosack & Co., Berlin C. 2,** Burgstraße 13, am Königl. Schloß.



Harmoniums bes. ohne Notenkenntnis 4 stimm. spielbare. Jllustr. Katalog frei. Aloys Maier, Hofl., Fulda 172.

Antiquarische Bücher jeder Art. Kataloge frei. Auch Angebote erwünscht! O. Gerschel, Stuttgart 226.

Die junge Frau.

Betrachtungen und Gedanken über Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett. Von **Dr. Wilhelm Huber,** Spezialarzt für Frauenkrankheiten und Geburtshilfe in Leipzig. In vornehmem Geschenkeinband mit Goldschnitt 4 Mark.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26, Reudnitzer Straße 1-7.



Bei **Hals- u. Lungenleiden**

aller Art, wie Katarrhen, tuberkulösen Erkrankungen, Asthma ꝛc. erzielten, wie zahlreiche Mitteilungen von Ärzten, Apothekern und Leidenden einwandfrei beweisen, unsere **Rotolin-Pillen**

in jahrelanger Praxis — vorzügliche Erfolge.

Husten, Verschleimung, Auswurf, Nachtschweiß, Stiche im Rücken u. Brustschmerz hörten auf; Appetit u. Körpergewicht hoben sich rasch; allgem. Wohlbefinden stellte sich ein. — Erhältlich die Schachtel zu 2 M. in allen Apotheken; wenn nicht vorrätig, auch direkt von uns durch unsere Versandapotheke.

Ausführliche Broschüre kostenfrei. Ploetz & Co., Berlin SW 68.



Alleinige Fabrikanten: Fritz Schulz jun. A.-G., Leipzig



H. BAHLSEN HANNOVER

TET

LEIBNIZ KEKS

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



Rogier van der Weyden: Bildnis einer jungen Frau. (Berlin, Kaiser=Friedrich=Museum.)

DIE ENTWICKLUNG DER FLÄMISCHEN BEWEGUNG.

VON GUSTAAF VERMEERSCH, BRÜSSEL.

Das Jahr 1815 brachte eine Vereinigung von dem, was niemals hätte getrennt werden sollen: die vereinigten Niederlande. Das flämische Volk hoffte unter dem neuen Regime nach jahrhundertelangem Schlaf den Weg zu neuem Glanz und zur Selbstbestimmung einzuschlagen. Unglücklicherweise war bei dem wiedervereinten Volk ein fremdes Element, das wallonische. Dies rief in dem ganzen Haushalt bald Uneinigkeit hervor, weil dort, wo der Wallone ist, er herrschen will.

Zu dieser natürlichen Ursache gesellte sich noch die Einmischung interessierter größerer Nachbarn, besonders Frankreichs, das stets nach dem fleißigen Flandern schielte, so auch Englands, das die Macht des neuen Königreichs fürchtete.

Dazu kam dann noch die Entartung des flämischen Volkes selbst. Das flämische Volk war ein Volk der Entwurzelten, das sich von fremden Idealen genährt hatte, seine eigenen wirklichen Interessen nicht mehr als solche erkannte und die ihm gebotene gesunde Nahrung verschmähte, um sich an dem fremden Gift zu laben, welches allmählich seinen Organismus töten mußte.

Diese Umstände erleichterten die Sache der Wallonen. Nach der Umwälzung von 1830 wurde die Freiheit des Gebrauchs der Sprachen in der Verfassung festgelegt. Doch bedeutete dies nur die Freiheit für den Wallonen, seine Sprache überall aufzudringen. Das Französische herrschte unbestritten bei allen Behörden; außerhalb dieser stand es den Flamen frei, Flämisch zu sprechen. Der Wallone hatte sein Ziel erreicht; er war der Herrscher und bildete bald die Herrscherrasse, der Flame wurde zum Lohnsklaven, dem Kuli Europas. Das Aufblühen seiner Industrie wurde unmittelbar gehemmt, ertötet zum Vorteil Frankreichs. Es war die Zeit des Emporkommens von Ryssel (Lille), Rodebeeke (Roubaix), Toerkonje (Tourcoing). Der Flame durfte dort fortan als Lohnsklave sich abmühen. Im Jahre 1846 brach eine furchtbare Hungersnot aus, und der Franzose Rogier, der an der Spitze der belgischen Regierung stand, überließ das Volk seinem Schicksal, welches in Massen nach den neuen französischen und wallonischen Industriezentren auswich.

Nur vereinzelte Flamen waren sich des Schicksals, das mit 1830 über ihr Volk hereingebrochen war, bewußt. Selbst die Gebildeten, die Schriftsteller, waren vom fremden Ideal geblendet und ließen sich davon mitschleppen. Conscience kämpfte als Freiwilliger gegen die Holländer, und andere gaben sich unmittelbar mit dem neuen Zustand zufrieden, verrieten ihr Volk und ihre Muttersprache, aus Bequemlichkeit und um sich die eroberten Stellen zu erhalten.

Einige flämische Gebildete kamen zur Erkenntnis und wurden die unermüdlichen Vorkämpfer für die zertretenen Rechte ihres Volkes. Sie wurden »Flaminganten«. Demgegenüber fand die höhere Bürgerschaft in dem neuen Zustand eine fertige Waffe, nach der sie gierig griff, um damit, ohne weitere Anstrengung, ihre eroberten Rechte aufrechtzuerhalten. Der Emporkömmling griff danach wie nach einem Zaubermittel: mit Hilfe des Französischen erreichte man alles, mit dem Flämischen blieb man ein Bauer und ein Kuli. Wenn man Französisch radebrechen konnte, wenn man auch auf allen anderen Gebieten ein Nichtswisser war, so war man dennoch in den Augen der Menge ein Wundermann; man bekam ohne weiteres Ansehen, alles beugte sich, und alles gehorchte.

Unmittelbar nach dem Jahre 1830 wurden alle öffentlichen Ämter Wallonen und Franzosen anvertraut. Daß dies systematisch geschah und weshalb, zeigt uns ein Brief Rogiers an de Raikem (1834): Dies mußte geschehen, um die Flamen zu zwingen, Französisch zu lernen, wenn sie öffentliche Stellen bekleiden wollten, und so würde man dazu kommen: «à détruire peu à peu l'élément germanique en Belgique».

Bis zum Jahre 1890 war dies System noch vollauf im Gange.

Dem unerträglichen Zustand wurde endlich durch den Drang der Umstände ein Ende bereitet. Es erging eine Verordnung, nach der die Beamten, die mit dem Publikum in Berührung kommen, Flämisch kennen mußten. Für die anderen Stellen blieben die Wallonen, so auch in den Ministerien, aus denen die Flamen ferngehalten werden unter dem Vorwand, daß sie die französische Orthographie nicht genügend kennen.

Das Ziel war also nicht völlig erreicht, die Französierung war nicht schnell genug gegangen, man mußte seine Zuflucht zu milderen Maßregeln nehmen. Diese bestanden darin, daß man Verfügungen erließ und sogenannte Sprachengesetze ausfertigte, die unter gewissen Umständen den Gebrauch der Landessprache regelten.

Belgien ist das einzige Land der Welt, in welchem derartige Gesetze bestehen; so etwas ist denn auch ganz unnatürlich, und ein Unbeteiligter kann auch nicht begreifen, warum solche Gesetze geschaffen werden. Es ist z. B. ganz logisch, wenigstens in allen Kulturstaaten, daß der Angeklagte vernommen, verteidigt und verurteilt wird in seiner Muttersprache, daß ein Vater die Geburt seines Kindes in seiner Muttersprache meldet, und der Akt hierüber in der gleichen Sprache abgefaßt wird. Aber in Belgien wurden die Flamen Coucke und Goethals Opfer eines Justizmordes und 1864 in Charleroi hingerichtet, weil sie kein Französisch verstanden; ein gewisser Schoepe wurde wegen derselben Sache zu Gefängnisstrafe verurteilt. In Belgien muß also erst ein förmliches Gesetz bestimmen, daß ein flämischer Angeklagter in Flämisch gerichtet werden muß, sonst geschieht das ganz bestimmt nicht. Die gesunde Vernunft reicht hier in Belgien nicht aus. Freilich ist auch, wenn das Gesetz es vorschreibt, noch nicht gesagt, daß es geschieht. Alle diese Sprachengesetze wurden einem widerwilligen Parlament abgezwungen durch den Druck der öffentlichen Meinung unter dem Eindruck veröffentlichter schändlicher Tatsachen.

Die Ursache dieses Zustandes ist der Richtung, welche die flämische Bewegung im Laufe dieser Zeit eingeschlagen hat, zuzuschreiben. Am Ende der dreißiger Jahre konnte man schon von einer flämischen Bewegung reden. Conscience veröffentlichte seinen «Leeuw van Vlaanderen», und auch andere frühere Mitgänger der Verwelschung kamen zur Einkehr. Einen Augenblick konnte man hoffen, daß sie den richtigen Weg einschlagen würden. Im Jahre 1850 wurde von einer flämischen Kommission ein Bericht verfaßt, welcher beschloß, daß die einzige Möglichkeit, das Schicksal, welches das flämische Volk getroffen hatte, zu wenden, die Verwaltungstrennung sei. Die Regierung ging natürlich nicht darauf ein. Unglücklicherweise wichen auch die flämischen Vorkämpfer von dieser Forderung ab; ihr Streit wurde mehr ein idealistischer um die Erhaltung der Sprache, nicht um die materiellen Nöte des Volkes und seine wirtschaftlichen Interessen. Dies war schon ein verhängnisvoller Irrtum. Schlimmer war jedoch die Tatsache, daß die Flaminganten es bei dem einen Versuch von 1852 ließen und sich dann mit der zentralisierenden Staatsform des belgischen Königreichs zufrieden gaben. Dadurch wurde die flämische Bewegung ein systematischer Sturmlauf zur Erwirkung von Gesetzen, welche den Gebrauch der Sprachen bei Gericht und bei den verschiedenen Behörden regelten. Das gab eine große Kraftverschwendung zur Erwerbung von ganz unzureichenden, bruchstückhaften Rechten, die zu nichts führen konnten, weil doch alles auf eine nur scheinbare Genugtuung hinauslief, und weil hier nicht gekämpft wurde für ein großes und grundsätzliches Ziel.

Die materiellen Interessen überließ man den politischen Parteien, die ein gemeinschaftliches belgisches Interesse für die beiden Rassen, welche den belgischen Boden bewohnen, behaupteten. Daß diese Rassen keine gemeinschaftlichen Interessen hatten, daß sich ihre Interessen im Gegenteil bestritten und direkt gegenüberstanden, das wurde von keinem eingesehen. Nur das belgische Interesse galt, und das war letzten Endes das wallonische. Dieses wallonische Interesse richtete das flämische Volk zugrunde. Die wallonische Industrie zehrte immer mehr von der Armut des flämischen Volkes und sog dieses aus. Sie fing an, sich einzurichten im Herzen des flämischen Landes selbst, und schuf dort eine wallonische Herrenkaste und eine flämische Sklavenkaste. Die Regierung schenkte die Limburger Kohlengruben den wallonischen Kohlenbaronen, die sich als Herren einrichteten und beschlossen, fremde Arbeitskräfte anzuwerben mit dem Zwecke, die Provinz zu entflamisieren und den Flamen den Reichtum ihres eigenen Bodens zu stehlen. Für das Aufblühen des Land- und Gartenbaues wurde nichts getan. Aller Hochschulunterricht in eigener Sprache fehlte, keine einzige gediegene Fachschule bestand im flämischen Lande, oder wenn dies der Fall war, wurde der Unterricht in französischer Sprache gegeben, war daher unzugänglich für die Arbeiter, so daß der Flame also verhindert wurde, sein Los zu verbessern und in dem Kampf ums Dasein zu wetteifern. Die Interessen der flämischen Seefischerei wurden vollkommen verwahrlost, die Seefahrtschulen so eingerichtet, daß die Offiziersstellen für die Wallonen und die Matrosenplätze für die Flamen waren. Der flämische Arbeiter mußte in der Fremde mit Kuliarbeiten sein Brot verdienen. Flandern war das Land der Ungebildeten, der niedrigen Löhnung und der langen Arbeitsstunden, der ungesunden Industrie, die nur auf Sklavenboden gedeihen kann. Alles das sahen die Parteien nicht, das war gegen das Interesse ihrer Führer.

Die Flaminganten waren gebildete, romantisch veranlagte Menschen, welche die Nöte am eigenen Leibe nicht verspürten und bloß die Erniedrigung des fremden Sprachenzwanges empfanden. Daher erstrebten sie nur die Erwerbung von Sprachengesetzen.

Dann waren die Flamenführer verteilt über die politischen Parteien. Außerhalb dieser Parteien wurde viel Propaganda gemacht, aber es waren zum Schlusse doch die Abgeordneten der Parteien, welche zu bestimmen hatten, ob ein Gesetz angenommen werden sollte. Innerhalb dieser Parteien waren Führer, die sich besonders als Flaminganten aufwarfen; ihre Rolle war es, die flämisch Gesinnten um die Parteifahne zu scharen mittels feierlicher Versprechungen, gegeben in flämisch gesinnten Volksversammlungen. Die Aufgabe der anderen Parteimänner war dann, dafür zu sorgen, daß so wenig wie möglich Zugeständnisse gemacht wurden. So entstanden die bekannten »Fassaden-Gesetze«, ohne Kraft und von niemandem befolgt. An den beschließenden Entscheidungstagen der Kammer spielten dann die sogenannten Abgeordneten der Flaminganten die Verräter aus Parteidisziplin.

Auf diese Weise bekamen wir unmittelbar vor dem Kriege das Heeresgesetz und das Schulgesetz. Die Anwendung dieses letzteren Gesetzes, welches vorschreibt, daß die Muttersprache des Kindes die Unterrichtssprache sein soll, muß erst beginnen. Der Kampf wurde aber heftiger, besonders die erzwungenen Zugeständnisse des belgischen Staates in Sachen der flämischen Beamten hatten eine selbstbewußte flämische Intellektualität aufgerufen aus den Kreisen der Arbeiterschaft und des kleinen Bürgertums. Diese widersetzte sich der Willkür, forderte ihre Existenzberechtigung neben den Wallonen und wandte die Sprachengesetze an. Dafür wurden jene bestraft und mit Entlassung bedroht; aber das half nichts. Zu gleicher Zeit vertiefte sich das Rassenbewußtsein, man fing an, durchdrungen zu werden von dem Gefühl der Selbstbestimmung, man hatte viele soziale Nöte selbst durchkämpft, man wollte sich selbst zurückgewinnen, auf dem Weg der Selbstbestimmung über seine Zukunft verfügen.

De Raedt schrieb sein umfangreiches Werk über flämische Kulturwerte; die Sprachenintereſſen wurden nicht länger von den ökonomischen Interessen getrennt, und man erkannte, daß auch diese anders waren als die der Wallonen. Nicht allein die Mittel waren verschieden; das Wallonenland sog die Hilfsquellen des flämischen Landes auf, zog aus Eigennutz alles an sich heran und wurde darin von den französierten höheren Ständen unterstützt.



Peter Paul Rubens: Ein Turnier vor den Gräben eines Schlosses. (Paris, Louvre.) Kunstverlag von Ad. Braun & Cie.

Gerade vor dem Kriege war mit der Sache, durch das Aufkommen der Bewegung für Verwaltungstrennung, der Anfang gemacht worden. Daß man sich darauf beschränkte, obwohl man überzeugt war, daß es bei weitem nicht genügte, lag daran, daß die internationale Lage mehr nicht zuließ. Hinter der belgischen Regierung stand Frankreich, das nicht davor zurückschreckte, sich in die inneren belgischen Angelegenheiten zu mischen, nämlich in den Streit für die Vervlaamschung der Genter Hochschule. Hinter den Flamen stand niemand.

Man wollte sich mit der Verwaltungstrennung zufrieden geben und rechnete auf die zunehmende Verstärkung des Rassenbewußtseins. Große Hoffnung bestand eigentlich nicht: der innere Feind war, da systematisch großgezogen, zu stark geworden. Die belgische Regierung hatte stets durch ihr System der Ernennungen und Beförderungen dafür gesorgt, daß der französische Einfluß in Flandern verstärkt werde. Dies wurde so weit getrieben, daß die ganzen höheren Stände: der Adel, die Finanzwelt, die höhere Bürgerschaft und die höhere Geistlichkeit, in Flandern völlig dem Volke entfremdet sind, vollständig französisch geworden und dadurch der normalen Entwicklung der Rasse hinderlich. Nach der Trennung würde also die Sprachengrenze zusammen mit der Interessengrenze fortbestehen, aber diesmal ausschließlich zwischen den Ständen: auf der einen Seite der Feind, d. h. alles, was Geld, Macht und Einfluß besitzt, und auf der andern Seite das niedere Volk, das nur den Magen kennt und nicht weiter sieht und sich an die Seite derer schart, die ihm das tägliche Brot verschaffen. So bleibt also nur der Flamingant, um diesen großen mächtigen Mächten Widerstand zu leisten.



Anton van Dyck: Die Kinder Karls I. (Turin, Pinakothek.)
Photographie-Verlag von E. A. Seemann, Leipzig.

DIE WIRTSCHAFTSENTWICKLUNG DER FLAMEN.

VON GEH. REGIERUNGSRAT PROFESSOR DR. HERMANN SCHUMACHER.

Der flämiſche Teil Belgiens hat einſt unter dem Namen Flandern im europäiſchen Wirtſchaftsleben eine ruhmvolle Vorzugsſtellung eingenommen. An ſeiner Küſte, die ebenſo günſtig zum Weltmeer wie zum europäiſchen Feſtland liegt, wurde ein beſonders wichtiger Teil des Verkehrs zwiſchen dem Norden und Süden, dem Weſten und Oſten Europas vermittelt. Mit Brügge und ſpäter mit Antwerpen konnten ſich andere weſteuropäiſche Hafenſtädte nicht meſſen, und auf der großen Handelsſtraße von dort über Löwen und Maaſtricht nach dem Rheine drang mit den Waren flämiſche Kultur in die jetzige Provinz Lüttich und darüber hinaus nach Rheinland und Weſtfalen. Doch nicht nur als Vermittler, ſondern auch als Erzeuger von Waren hatte Flandern einen Namen. Beſonders früh ſtreifte ſeine Landwirtſchaft die hemmenden Feſſeln der Dreifelderwirtſchaft ab und ward zum Vorbild für Europa. Vor allem aber erblühte in den Städten die Induſtrie. Insbeſondere der Zweig, welcher am früheſten techniſch ausgeſtaltet wurde — die Textilinduſtrie — fand hier, wie kaum anderswo, eine Stätte. Flandriſche Tuche, aus engliſcher Wolle hergeſtellt, waren berühmt in aller Welt. Ganz Flandern ſtand in leuchtender Blüte. Und es war eine geſunde und kraftvolle Blüte! Denn der in emſiger Arbeit gewonnene Wohlſtand verband ſich mit echter, edler Kunſt zu einem reichen Kulturleben, deſſen Adel und Schönheit wir heute noch bewundern in vielen Erzeugniſſen berechtigten Bürgerſtolzes.

Wie die Blüte Flanderns in enger Verbindung mit dem erſten glanzvollen Aufſtieg des deutſchen Wirtſchaftslebens ſtand, ſo teilten Deutſchland und Flandern auch den tiefen Fall. Durch den Dreißigjährigen Krieg wurde Deutſchland im Herzen Europas und durch den ſpaniſchen Religionskrieg wurde Flandern an der Grenze der Germanen und Romanen für lange Zeit zum hilfloſen, blutigen Kampfplatz ſeiner ſtreitſüchtigen Nachbarn. Im Unglück wie Glück ſcheinen beider Loſe miteinander verkettet zu ſein. Doch während Deutſchland aus jahrhundertelanger Erſchöpfung ſich kraftvoll emporſchwang, iſt dies dem nordweſtlichen Vorpoſten der Feſtlandsgermanen, der bisher meiſt voraus war, verſagt geblieben. Zwar beſteht in der Entwicklung der Wirtſchaftskräfte ganz Belgiens auch heute wieder mit Deutſchland ein deutlicher Parallelismus. Die Kurve des Außenhandels fällt in beiden Ländern in den letzten Jahrzehnten in verblüffender Weiſe zuſammen. Aber die Flamen nahmen daran nur wenig teil. Allerdings iſt Antwerpen wieder zum Welthafen emporgeſtiegen, aber es iſt heute das Ein- und insbeſondere Ausfuhrtor jener ganzen großen Exportinduſtrie-Ecke des europäiſchen Feſtlandes, die nicht nur den walloniſchen Teil Belgiens, ſondern auch hochentwickelte Gebiete Deutſchlands und Frankreichs bis nach Öſterreich-Ungarn und der Schweiz umfaßt, und in der Flandern beſcheiden zur Seite ſteht. Seine Entwicklung hat mit der von Belgien nicht Schritt gehalten, und ſie läßt ſich nicht, wie die des ganzen belgiſchen Staates, mit dem kraftvollen Aufblühen des neuen Deutſchen Reiches vergleichen; ſie erinnert eher an jene Zeit zukunftsreicher Vorbereitung, die für uns mit dem Namen Klopſtock eingeleitet wurde.

Dieſes Zurückbleiben in der Wirtſchaftsentwicklung iſt auffallend. Denn Flanderns Lage hat mit der Ausgeſtaltung der weltwirtſchaftlichen Beziehungen der Völker noch eine Steigerung ihrer alten natürlichen Vorzüge erfahren. Auch ſitzt im flämiſchen Norden der größere Teil der belgiſchen Bevölkerung, der vor allem die ſtärkere Vermehrung zeigt. Trotz Volkskraft, Lage und Vergangenheit verſagt aber heute in Flandern der alte Parallelismus mit Deutſchland. Seitdem ſein Geſchick immer enger mit der romaniſchen Welt verknüpft worden iſt, zeigt ſeine Entwicklung aus drei bedeutſamen Urſachenreihen ein ſtarkes Zurückbleiben.

Die erſte Wandlung durchzieht das Wirtſchaftsleben der ganzen Menſchheit. Sie beſteht in einer Rangverſchiebung der Hauptzweige des gewerblichen Schaffens. Jahrhunderte hindurch hat die Textilinduſtrie, die von Flandern einſt nach England gelangte, an Kraft und Bedeutung vorangeſtanden; doch iſt ſie in Verbindung mit dem Eiſenbahnweſen und der Seeſchiffahrt aus ihrem alten Vorrang verdrängt worden. Heute ſteht die Eiſen- und Stahlinduſtrie, die eine viel breitere Grundlage für eine vielſeitige Fertiginduſtrie bietet, voran. Dieſe Wandlung, die Deutſchland ſo hob, iſt für die Flamen zum Verhängnis geworden. Denn die leicht zu nutzenden Kohlenlager Belgiens liegen auf walloniſchem Boden. Früher als anderswo auf dem europäiſchen Feſtland iſt man bemüht geweſen, auf ihrer Grundlage eine große moderne Induſtrie aufzubauen. Damit iſt die wirtſchaftliche Führung auf die walloniſchen Kohlengebiete übergegangen. Dort ſtrömte das Kapital zuſammen und ſtählte ſich die Kraft in neuem Schaffen.

Flandern dagegen blieb im weſentlichen beſchränkt auf ſeine alte Textilinduſtrie. Während ſeine berühmte Tuchinduſtrie, ſeitdem England ſeine Wolle ſelbſt verarbeitete, dahinſank, hat ſich im Anſchluß an den heimiſchen Flachsbau die Leineninduſtrie überwiegend in alten Formen erhalten und neben ihr eine neue Baumwollinduſtrie mächtig entwickelt. Gent iſt zum flämiſchen Mancheſter geworden. Stützt aber die engliſche Baumwollinduſtrie ihre Weltſtellung auf die Herſtellung feinſter Garne und Gewebe, ſo tritt hier, wie in der Leineninduſtrie, das feine Fertigfabrikat zurück.

Das Unfertige, das die belgiſche Induſtrie ſo vielfach kennzeichnet, zeigt ſich hier beſonders, und neben den hohen Gewinnen der verwelſchten Unternehmer herrſcht in der Maſſe der flämiſchen Arbeiter noch ſchlimme Not. Überall hat die Textilinduſtrie im Zeitalter des Eiſens ſchwere Zeiten durchmachen müſſen. Aus ihrem Maſſenelend vor allem iſt die moderne Sozialgeſetzgebung erwachſen. Hier lebt der alte Zuſtand noch vielfach ungemildert fort. In dieſer Vorherrſchaft einer vielfach unfertigen Textilinduſtrie liegt der erſte Grund, weshalb das altberühmte Flandern hinter dem walloniſchen Neuland von Kohle und Eiſen zurückgeblieben iſt.

Doch das wäre überwunden, wenn zum natürlichen Grund der Rückſtändigkeit nicht in der Mißheirat, die Flamen und Wallonen England zuliebe haben eingehen müſſen, ein künſtlicher hinzugekommen wäre. Aus der großen Verſchiedenheit der beiden Beſtandteile wuchs mit Notwendigkeit eine Zentraliſierungspolitik hervor, und ſie konnte nach den Ereigniſſen von 1830 nur eine ſolche der walloniſch-franzöſiſchen Minderheit ſein. Je mehr die Wirtſchaftsintereſſen ſich vordrängten, deſto mehr mußte ſie ſich auch wirtſchaftlich betätigen. Überall ſuchte ſich das Wallonentum ſeinen maßgebenden Einfluß machtpolitiſch zu ſichern. Nichts aber wäre ihm gefährlicher geweſen, als wenn ſeiner infolge des kleinen belgiſchen Marktes überwiegend auf die Ausfuhr angewieſenen Induſtrie an der Waſſerkante, unter bevorzugten Bedingungen des Rohſtoffbezuges und des Fabrikatenverſandes, ein jugendſtarker Wettbewerb auf eigenem Boden erwachſen wäre. Ganz beſonders ſteigerte ſich dieſe Gefahr einer vorzeitigen Entwertung der in der walloniſchen Induſtrie angelegten gewaltigen Kapitalien, als im Kempenlande, dicht vor den Toren Antwerpens, vortreffliche Kohlenlager, zwar in großer Tiefe, zur ſelben Zeit gefunden wurden, als die erſten Zeichen unverkennbarer Altersſchwäche in der walloniſchen Kohleninduſtrie, der älteſten des europäiſchen Feſtlandes, ſich zeigten. Da das Intereſſe der walloniſchen Induſtrie deutlich zutage lag und es an Machtmitteln, es zu betätigen, nicht fehlte, ſo ſpricht ſchon im allgemeinen alles für die Berechtigung der oft wiederholten Klage, die auch an die Spitze des »Manifeſtes der 52« geſtellt worden iſt, daß die walloniſche Regierung zum »Werkzeug, um Flanderns Aufblühen und ökonomiſche Entwicklung zu hemmen«, wurde. Auch fehlt es dafür nicht an Beweiſen, ſo ſchwer es auch ſtets iſt, für Unterlaſſungen ſie beizubringen. Die Sozialpolitik kann als Beiſpiel bezeichnet werden.

Iſt die belgiſche Sozialpolitik im ganzen durch »ungeheure Rückſtändigkeit« (Herkner) gekennzeichnet, ſo beſonders im flämiſchen Norden. Schon die Tatſache, daß die Kinderſterblichkeit bei den Flamen faſt doppelt ſo groß iſt wie bei den Wallonen, iſt dafür ein erſchütternder Beweis. Die mangelnde Fürſorge der walloniſchen Regierung wirkte aber bei den Flamen darum weiter ſo bedenklich, weil die Kraft des Widerſtandes und der Selbſthilfe bei ihnen weniger entwickelt iſt. Das findet im Bildungsweſen ſeine traurige Erklärung. Den Flamen iſt es teils verſagt, teils äußerſt erſchwert, in ihrer Mutterſprache eine höhere Bildung ſich zu erwerben. Die Genter Hochſchule hat Deſtrée 1912 mit Recht eine »Hochburg der franzöſiſchen Kultur in Flandern« genannt; in den Mittelſchulen ſpielt das Franzöſiſche meiſt eine größere Rolle als das Flämiſche, und in den privaten Mädchenſchulen herrſcht der franzöſiſche Geiſt faſt völlig. Das wiederholt ſich verſtärkt bei den Fachſchulen, den landwirtſchaftlichen wie gewerblichen.

Nirgends in Weſteuropa ſteht das Schulweſen ſo tief wie hier und iſt die Zahl der Analphabeten ſo groß. Für die Maſſe der Bevölkerung iſt es unmöglich, über die niedrigſte Bildungsſtufe ſich zu erheben. Faſt nur auf dem Zeit und Kraft raubenden Umwege über das Franzöſiſch iſt eine höhere, aber fremde Bildung zu erlangen.

Das hat erſtens zur Folge gehabt, daß die Begüterten der verführeriſchen franzöſiſchen Sprache und Kultur mehr und mehr verfallen ſind. Die »Annexion des cerveaux« iſt bewundernswert durchgeführt worden. Darum verläuft heute die Sprachgrenze — wie De Raet ſich ausgedrückt hat — nicht nur vertikal, ſondern auch horizontal. Sie ſcheidet die oberen von den unteren Schichten, die »Franskiljone« von der breiten Maſſe der echten Flamen und geſellt ſo — ähnlich wie in Irland — zum ſozialen Gegenſatz, ihn gewaltig verſchärfend, einen ſprachlich-kulturellen. Zugleich drückt dieſer »Fluch der Stiefmütterlichkeit« die Maſſe des Volkes tief herab. Aus tiefbekümmerten Herzen klagt der genannte De Raet, der als Leiter der großen belgiſchen Gewerbezählungen von 1896 und 1910 wie kaum ein anderer einen Einblick in die beſtehenden Verhältniſſe gewonnen hat: »Der flämiſche Arbeiter iſt der Kuli Weſteuropas.«

Das iſt der dritte und letzte Grund, weshalb die Flamen, die mit den Vorteilen ihrer geographiſchen Lage ſo große Vorzüge der Stammesbegabung verbinden, in den Jahrzehnten, in denen Deutſchland wie Belgien einen bewundernswerten Aufſchwung erlebten, zum großen Teil auf einer Stufe zurückblieben, wie ſie in Weſteuropa nur noch vereinzelt ſich findet. Sie hatten bisher nicht die Freiheit, von neuem ihre Kräfte zu entfalten. Die Stunde des Aufſchwungs hatte für ſie noch nicht geſchlagen. Sie ſteht vielleicht bevor. Die wirtſchaftliche Entwicklung läßt ſich kaum weiter zurückhalten. Werden die Kohlenlager im Kempenlande nicht auch wieder zum Werkzeug der walloniſch-franzöſiſchen Intereſſenpolitik, ſo muß durch ihre begonnene Erſchließung eine wirtſchaftliche Hebung angebahnt werden, welche den nachteiligen Unterſchied gegenüber Wallonien zum mindeſten ausgleicht. Der Krieg hat auch in Flandern vieles aufgerüttelt. Vielleicht wird er den Flamenidealen zur lange vergeblich erſtrebten Verwirklichung verhelfen und damit eine Wirtſchaftspolitik einleiten, welche endlich die unverbrauchten Kräfte des Flamenvolkes aus lähmendem Elend zur zukunftsfrohen Tatkraft emporrafft. Dann werden von neuem Wohlſtand und Kultur in ſchönem Bunde dem altberühmten und doch ſo jugendſtarken Boden Flanderns entwachſen.

VON DER FLÄMISCHEN MALKUNST IM 15. JAHRHUNDERT.

VON MAX J. FRIEDLÄNDER.

Unter allen vortrefflichen Erzeugniſſen, die Flandern etwa im Laufe der Zeiten hervorgebracht hat, verkünden Bilder am lauteſten und weiteſten den Ruhm des Landes. Die Denkmäler in belgiſchen Städten ſtellen zumeiſt Maler dar. Wenn in Holland der Philoſoph Spinoza und die Helden der Befreiungskriege, beſonders die Seehelden, an Popularität hinter Rembrandt und Frans Hals nicht zurückſtehen, wird man in Belgien auf nichts ſo oft und ſo entſchieden hingewieſen wie auf die großen Maler des 15. und 17. Jahrhunderts, auf Jan van Eyck, Memling und Rubens.

Man ſpricht von den »flämiſchen« Malern — der moderne politiſch geographiſche Begriff »belgiſch« erſcheint unpaſſend und iſt für Dinge der älteren Kultur unbeliebt —, meint aber nicht nur die Kunſt der flandriſchen Grafſchaften, ſondern die Kunſt des größeren Gebietes, das im weſentlichen mit dem heutigen Belgien zuſammenfällt. Früher ſchloß man ſogar, wenn man von flämiſcher Kunſt des 15. Jahrhunderts ſprach, die holländiſchen Staaten mit ein.

»Flämiſch« iſt nicht nur ein rein geographiſcher Begriff, bezeichnet vielmehr auch eine Raſſe, nämlich den niederdeutſchen Volksteil im belgiſchen Staate, der namentlich auf dem Gebiete der Sprache mit dem andern Volksteil, dem lateiniſchen, franzöſierten im Kampfe liegt. Indem wir nun die altniederländiſche Kunſt ungenau, einen Teil für das Ganze ſetzend, »flämiſch« nennen, betonen wir den deutſchen oder germaniſchen Charakter dieſer Produktion. Nicht ganz mit Unrecht. Die Brüder van Eyck, auf deren Errungenſchaften die Überlegenheit der niederländiſchen Tafelmalerei beruht, wie man früh empfand, und wie die neuere Forſchung immer deutlicher gemacht hat, waren zwar nicht eigentliche Flamen, gewiß aber Männer germaniſchen Stammes. Maeseyck, der Ort, von dem ſie ausgingen, liegt ſo ziemlich auf der Geraden zwiſchen Antwerpen und Cöln und etwas näher bei Cöln als bei Antwerpen.

Hans Memling: Maria mit dem Kinde. (Brügge, Johannishoſpital.)

In Flandern geboren iſt übrigens kaum einer von den berühmten Meiſtern des 15. Jahrhunderts. Memling kam vom Mittelrhein, Gerard David wie Dirk Bouts aus Holland. Geübt und gepflegt aber wurde die niederländiſche Malkunſt zumeiſt in den flandriſchen Handelsſtädten Brügge und Gent, im 16. Jahrhundert in Antwerpen, welche Orte die günſtigſten Bedingungen für das Gedeihen der Künſte boten und Kunſtkräfte von überallher anzogen. Neben den einheimiſchen, reichen Kaufherren und den mächtigen Burgunderfürſten Philipp dem Guten und Karl dem Kühnen waren es in Brügge anſäſſige Italiener, wie die Tani, Arnolfini und Portinari, die als Gönner und Förderer die konzentrierte Koſtbarkeit der niederländiſchen Malkunſt würdigten.

Im Gegenſatze zu dem Malhandwerk in den deutſchen Städten kam die niederländiſche Übung früh über lokal beſchränkte Geltung hinaus und gewann außerhalb der Landesgrenzen Schätzung und Anſehen. Und dieſe bevorzugte Stellung haben die flämiſchen Tafelbilder des 15. Jahrhunderts ſich gewahrt, wie durch einen Blick auf die Preiſe des Kunſtmarktes beſtätigt

Hugo van der Goes: Die Anbetung der heiligen drei Könige. (Berlin, Kaiſer-Friedrich-Muſeum.)

wird. Die Seltenheit ſteigert natürlich das Intereſſe und die Sammlerleidenſchaft.

In den Bilderſtürmen des 16. Jahrhunderts iſt ſehr vieles zugrunde gegangen. Die wiſſenſchaftliche Beſchäftigung hat den ſpärlich erhaltenen Monumenten im Zeitalter der Muſeumsgelehrſamkeit erhöhte Bedeutung verliehen. Aber darüber hinaus fehlt es nicht an abſoluten Tugenden in Auffaſſung und Durchführung, die den altniederländiſchen Gemälden unvergleichlichen Reiz und wachſende Anziehungskraft ſichern.

Im Wandel der Zeiten hat man die Leiſtung der van Eyck und ihrer Nachfolger bald von dieſer, bald von jener Seite betrachtet. Schon im 15. Jahrhundert waren niederländiſche Maler in Italien berühmt und ihre Schöpfungen begehrt.

Obwohl der Süden in jener Zeit ſich einer reichen Kunſtblüte erfreute, konnte ſich Rogier van der Weyden um 1450 erfolgreich hier betätigen, vermochte Juſtus von Gent in Urbino Fuß zu faſſen.





Jan van Eyck: Muſizierende Engel. Flügelbild des Genter Altars. (Berlin, Königliche Gemäldegalerie.)

Der Portinari-Altar von Hugo van der Goes erregte die florentiniſchen Maler, als der Altar um 1480 in die Arnoſtadt kam. Und Hans Memling wurde, als Porträtiſt wenigſtens, den Italienern vielfach vorgezogen. Werke von Jan van Eyck wurden an italieniſchen Höfen als höchſte Koſtbarkeiten gezeigt.

Die venezianiſche Malkunſt, die ſich im 16. Jahrhundert überraſchend geſund erhielt gegenüber der florentiniſchen, ſcheint ſich erneuert und gekräftigt zu haben durch Berührung mit der Kunſt des Nordens. Aus ſpärlichen literariſchen Äußerungen gewinnen wir eine Vorſtellung davon, wie die Italiener über die Malkunſt des Nordens dachten, die auf völlig anderen Fundamenten ruhte als ihre eigene Kunſtübung.

Zunächſt feſſelten das Techniſche, die rätſelhafte Vollkommenheit des Handwerklichen, das tiefe und glühende Email der Farbe und geduldige, ſolide, haarſcharfe Ausführung. Man machte ſich Gedanken über das Geheimnis der Malmittel und ſpann die Legende aus von der »Erfindung der Ölmalerei«. Ohne Frage haben die Brüder van Eyck neue Wege im Farbtechniſchen eingeſchlagen, die Durchſichtigkeit und Leuchtkraft ihres Kolorits beruht auf einem ſtark mit Laſuren arbeitenden und von der Tradition abſchwenkenden Verfahren.

Die niederländiſchen Tafeln mußten in Italien klein, mager, eckig und unbeholfen wirken, aber die Fremdartigkeit konnte ein Reiz werden namentlich in den Augen von blaſierten Kunſtfreunden, die Seltſames und Kurioſes bevorzugten und in der ſtachlichen Form die Ausprägung beſcheidener Einfalt und kirchlichen Ernſtes empfanden. Der asketiſche Rogier erſchien als Verkünder einer altertümlichen ſtrengen Frömmigkeit und weltabgewandten Geiſtigkeit.

Die unheimliche Naturwahrheit des Portinari-Altares können wir noch heute den Italienern des 15. Jahrhunderts nachempfinden, da wir den Altar in Florenz zwiſchen italieniſchen Schöpfungen aus jener Periode betrachten.

Die Generation Michelangelos fand einen neuen Standpunkt und ſah etwas mitleidig herab auf die kleinliche, am Einzelnen haftende Geſtaltungsweiſe der Niederländer. Und im 16. Jahrhundert bemühten ſich die Niederländer ſelbſt die national begrenzte Tüchtigkeit aufzugeben zugunſten einer allgemein gültigen Schönheit, die ſie in Italien lernen zu können wähnten.

Damit brach eine Zeit an, die der altniederländiſchen Malkunſt, der Schätzung und Konſervierung ihrer Hervorbringungen ungünſtig war. Wie trocken, dürftig und kindlich dem 17. und 18. Jahrhundert auch die Reſte der nordiſchen Tafelmalerei erſchienen, eine Ahnung von ihrer Bedeutung und ein Reſt von Ehrfurcht klingt in manchen Äußerungen an.

Das 19. Jahrhundert mit ſeinem »hiſtoriſchen Sinn« eroberte ſich das Verſtändnis für die Fragmente, die durch ſchwere Zeit gerettet waren, zurück.

Die neu erwachte Freude an dieſen Dingen und die jetzt einſetzende kunſthiſtoriſche Gelehrſamkeit miſchten ſich und unterſtützten einander.

Den Anfang machten einige Sammler, wie die Brüder Boiſſerée, die freilich ein wenig Gelehrte waren.

Die Innigkeit und die Ehrlichkeit des Ausdrucks zogen die Romantiker zu den altniederländiſchen Malereien und halfen ihnen über die harte Eckigkeit der Form hinweg.

Memling war dieſen erſten Liebhabern der höchſte Name. Seine milde und maßvolle Reinheit war mit den äſthetiſchen Vorurteilen dieſer Generation am eheſten zu vereinigen.

Danach ſetzte ein ſtrengeres Studium ein. Belgiſche Archivforſcher, zu denen ſich ein Engländer James Weale geſellte, und hauptſächlich deutſche Bilderkenner, wie Paſſavant, Waagen und Ludwig Scheibler, haben allmählich das Gebiet aufgehellt. Mit der wachſenden Erkenntnis hat ſich das Urteil gewandelt.

Heute, da ſo ziemlich alles an Altarwerken und Bildniſſen Erhaltene geprüft und miteinander verglichen, da das Auge von hundert Vorurteilen geneſen iſt, ſteht der Genter Altar, die Schöpfung der Brüder van Eyck, gigantiſch am Eingang, »hiſtoriſch erklärt«, aber deshalb nicht weniger rätſelhaft und gewiß nicht weniger bedeutend als ehemals.

Wir glauben jetzt, daß die niederländiſche Tafelmalerei ſich in ähnlicher Art aus der Buchmalerei entfaltet habe wie die italieniſche Tafelmalerei aus der Wandmalerei.

Das Maltechniſche erſcheint uns nicht mehr als das Primäre. Weſentlich iſt uns das neue Verhältnis zur Natur, der neue Geſtaltungswille, der den Vorſtoß im Techniſchen mit ſich brachte, die Naturliebe, die Hingabe an Luft, Licht und an die Mannigfaltigkeit des Individuellen. Aus dieſer Teilnahme, dieſer Beobachtung entwickelten ſich das Bildnis, die Genre- und die Landſchaftsmalerei.

Der Meiſter von Flémalle und Rogier van der Weyden, die von Tournay auszugehen ſcheinen und vom Süden her nach Flandern kamen, wie die van Eyck vom Oſten her, ſind als Erzähler und Dramatiker den Eyck überlegen, bleiben aber als Beobachter zurück.

Memling, Dirk Bouts und Gerard David mußten als Epigonen ein wenig in den Hintergrund treten vor der gewaltigen Perſönlichkeit des Hugo van der Goes, der allein die Kraft bewährt, das Werk der van Eyck fortzuführen, an Größe und Freiheit zu überbieten und eine neue Stufe zu erreichen.

Die Beſchäftigung mit der niederländiſchen Malkunſt wird auch in Zukunft nicht ruhen und vermutlich noch ſchöne Ergebniſſe bringen. Die ſich ſteigernde Kenntnis von den Einzelheiten wird das Urteil über das Ganze wandeln.

Schatten und Licht werden ſich auch ferner verſchieben. Das Studium wird aber keineswegs nivellierend wirken. Das Geſamtbild wird nur mannigfaltiger und reicher werden. Und keine hiſtoriſche Aufklärung wird die Bewunderung vermindern, die der ſchönſten Blüte aus niederländiſchem Boden zuteil wird.

DIE FLÄMISCHE MALERSCHULE.

VON DR. WILHELM BODE.

Belgiens Kunſt, voran ſeine Malerei, zeigt uns ſeit dem ſpäten Mittelalter bis auf die neuere Zeit eine ſehr reiche Entwicklung, die ſich in zwei Epochen ſo glänzend entfaltete, wie dies in der gleichen Zeit kein anderes Land, Italien ausgenommen, aufzuweiſen hat. Wie die Meiſter der erſten langen Blütezeit ſeit den Brüdern van Eyck durch die fromme Auffaſſung der religiöſen Motive, durch die Schärfe der Naturbeobachtung und ihre ſchlichte, treue Wiedergabe ſowie durch die naive Einkleidung in die eigene Zeit bei einer nie erreichten Meiſterſchaft der miniaturartig-feinen Malweiſe und einem emailartigen Schmelz der Farben die tiefſte Wirkung und zugleich den köſtlichſten Augenſchmaus bieten, ſo hat etwa zwei Jahrhunderte ſpäter der gleiche kleine Fleck Erde — kaum größer als die Gefilde Griechenlands, auf denen die erſte große Blüte der Kunſt ſich entfaltete — der Kunſt aus der gleichen geſunden Volkskraft eine neue Blüte entſtehen laſſen, die in ihrer ſprühenden Lebenskraft, ihrer ehrlichen Naturbeobachtung, Meiſterſchaft der maleriſchen Technik und Farbenpracht bei aller Verſchiedenheit doch ähnliche Schönheiten aufweiſt und die Kunſt um eine neue, in ihrer Art unerreichte Blüte bereichert hat. War die altniederländiſche Malerei in ihrer völkiſchen Abgeſchloſſenheit und lokalen Beſchränktheit zu volkstümlicher Kraft entfaltet, ſo war dieſe neue flämiſche Kunſt zwar gleichfalls aus flämiſcher Urwüchſigkeit entſproſſen, aber, genährt an fremder Kunſt, zu einer Weltkunſt erwachſen, die mit ihrer Kraft und Schöne alle Welt entzückte und mit ihren Prachtwerken die Altäre der Kirchen und die Paläſte aller großen Herrſcher Europas verherrlichte. Verdankt die altniederländiſche Malerei ihre mannigfache Entfaltung einer Reihe faſt gleich begabter Künſtler, ſo war dieſe neue Blüte die Schöpfung eines einzigen, gewaltigen Genies, des Peter Paul Rubens, von deſſen Überfluß alle Künſtler Flanderns zehrten und aus ihm erſtarkten. Hatten zu jener erſten Blüte die durch ihren Zwiſchenhandel nach allen Ländern reich gewordenen freien Städte Flanderns beigetragen, ſo wurde jetzt Antwerpen, das mit dem Welthandel der neuen Zeit erblühte und der flämiſchen Betriebſamkeit und ſeinem Unternehmungsgeiſt ganz neue Bahnen eröffnete, Geburtsort und Mittelpunkt der neuen Kunſt. Humanismus und Reformation, Welthandel und Weltkenntnis hatten die engen Grenzen geſprengt, hatten die niederländiſchen Künſtler mit der großzügigen Kunſt Italiens und der Antike bekannt gemacht. Aber um alsbald die großen Geſetze der Kunſt, die ſie ſuchten, um den Menſchen kennen zu lernen und ganz zu verſtehen, war die enge alte Gewöhnung zu ſtark, der faſt ein Jahrhundert lange Kampf des Neuen mit dem Alten führte zu einer unglücklichen Vermiſchung, zu einem Manierismus, neben dem nur in einzelnen urwüchſigen Malern eine ſtarke Unterſtrömung hergeht, die ſchon jetzt die Ausbildung des Sittenbildes, der Landſchaftsmalerei und der Porträtkunſt vorbereitet. Es bedurfte eines ganz einzigartigen Genies und der ganz beſonderen Ausbildung eines Mannes, dem die heimiſche Volkskraft ungebrochen innewohnte, und der damit die vollſte Beherrſchung der Kunſt- und Weltbildung ſeiner Zeit vereinigte, um die Kunſt der Niederlande aus dieſen Banden des Manierismus zu befreien, die derbe Volkskunſt zu einer wahren Weltkunſt zu erheben.

Peter Paul Rubens: Krieg und Frieden. (London, Nationalgalerie.) Photographie-Verlag von F. Hanfſtaengl.



Peter Paul Rubens: Die vier Weltteile. (Wien, Gemäldegalerie.) Photographie-Verlag von F. Hanfſtaengl.

Die Niederlande hatten unter den erſten und am energiſchſten die neue Zeit und ihre neuen Lehren ergriffen, ſie waren dadurch in ſchwere innere und äußere Kämpfe verwickelt worden, die nach Jahrzehnten zur Trennung der Nordſtaaten von den Südſtaaten geführt hatten. Dieſe Kämpfe, die Unterdrückung des neuen Geiſtes und des Selbſtändigkeitsſtrebens, der Triumph der Gegenreformation und die dauernde Unterjochung unter die ſpaniſche Herrſchaft und den Jeſuitenorden hatten eine lange ſchwere Kriſis über das Land gebracht, hatten dann aber unter dem milden Regiment des Regentenpaares Albert und Iſabella allmählich eine ruhigere, glückliche Entwicklung heraufgeführt. Im Gegenſatz zu dem ſtammverwandten proteſtantiſchen

Nordniederland entfaltet sich das katholische Südniederland, das heutige Belgien, auf der ähnlichen völkischen Grundlage, aber in internationaler, römischer Einkleidung, zu einer ähnlichen Blüte. Den stärksten, glücklichsten Ausdruck hat diese neue, vom Süden befruchtete Kultur in der Kunst gefunden; die prächtigste Blüte hat sie in der Kunst des Rubens getrieben, dieses Vollenders und Großmeisters der Barockkunst, dieses wahren Fürsten über alle Fürsten, denen er diente, und deren Ruhm er verherrlicht, ja mitgeschaffen hat. Peter Paul Rubens, aus alter Antwerpener Bürgerfamilie, für den Gelehrtenstand erzogen, dann für den Hofdienst vorbereitet, setzte mit vierzehn Jahren seine Ausbildung zum Künstler durch und hat dann nach achtjähriger gründlicher Schulung einen ebenso langen Studienaufenthalt in Italien genommen. Schon bei seiner Rückkehr galt er als Belgiens erster Künstler; von nun an war er überhäuft mit Aufträgen von Kirchen und Fürsten, Aufträgen, die sich bis zu seinem Tode noch steigerten, und denen nur seine gewaltige Schaffenskraft, seine einzige Leichtigkeit der Arbeit und systematische Organisation der Beihilfe von Schülern nachzukommen imstande waren. Wie mit Ehre, so war er mit Glücksgütern überhäuft, und doch blieb er stets bescheiden, suchte und fand sein wahres Glück in der Arbeit, im Heim, im Kreise der Familie, der Freunde und Kollegen, und im Verkehr mit ihnen fand er stets neue Anregung zu seiner Kunst, erweiterte und vertiefte er seinen Darstellungskreis. Er hatte wie kein zweiter studiert und gelernt an der fremden Kunst, an der Antike wie an den großen Venezianern und den Barockkünstlern, neben denen er in Rom arbeitete: und doch blieb er ein echter Flame, stand er in seiner Kunst auf flämischem Boden und ging direkt auf die Natur zurück, wenn er sie auch typisch umbildete und in einem großen, kräftigen Stil wiedergab. Rubens hat das Leben in allen seinen Erscheinungen, in seinen stärksten Äußerungen dargestellt: biblische wie Heiligengeschichten, Historie und Mythologie wie das alltägliche Leben, das Tierleben wie die Landschaft und das Porträt. Nicht nur in Einzelbildern und kolossalen Altarwerken, auch in großen Gemäldezyklen, in ganzen Gobelinfolgen und einer Fülle von großen Stichen nach seinen Bildern und Entwürfen. Seine Kompositionen sind bis an den Bildrand dicht gefüllt mit Figuren. Diese sind in höchster Erregung und stärkster Bewegtheit geschildert, und doch ist die Darstellung stets klar, die Wirkung auch der furchtbarsten Martyrien durch die Schönheit seiner Gestalten und die Pracht und warme Helligkeit seiner Farben beruhigt. Sind die Gemälde seiner früheren Zeit noch kühl und glatt, so werden sie später, je bewegter, je leidenschaftlicher die Darstellungen sind, um so breiter und meisterhafter in der Behandlung, um so farbiger und sonniger in der Wirkung. Die Bilder seiner letzten Jahre, die er, von schwerer Gicht geplagt, in seiner Familie auf seinem Schlosse Steen oder in seinem prächtigen Stadthaus in Antwerpen verlebte, sind der Abglanz der heiteren Stimmung eines schönen Lebensabends.

Rubens hat die flämische Kunst recht eigentlich geschaffen, seine Werke sind der höchste Ausdruck dieser Kunst, ja der ganzen Kultur der Niederlande; er hat die flämische Kunst zugleich in einziger Weise belebt und ihr durch seine zahlreichen Schüler die außerordentliche Verbreitung gegeben. Durch mehrere Jahrzehnte hatte er die halbe Künstlerschaft Antwerpens — und das hieß damals ganz Belgiens — zur Mitarbeit herangezogen. Auch der Meister, der neben ihm stets zuerst genannt wird, der eine Zeitlang eine ähnliche Stellung einnahm, auch Anton van Dyck war mehrere Jahre sein Gehilfe, hat Dutzende seiner größten und prächtigsten Gemälde für ihn ausgeführt und verdankt dieser Schulung bei aller eigenen großen Begabung doch mit sein Bestes. Und doch ist er fast in allem sein Gegenbild. Der Sohn reicher Eltern, bildschön, von vornehmstem Wesen und daher ein Liebling der Damen, von einer Leichtigkeit des Schaffens und einer Frühzeitigkeit der Entwicklung — schon als er vierzehn Jahre alt war, wanderte halb Antwerpen in sein Atelier, um seine Brustbilder der zwölf Apostel zu sehen, die er gleich dreimal frei wiederholen mußte — war er doch eine schmiegsame, anschließende Natur, hat er sein Bestes unter dem Einfluß von Rubens und später von Tizian geschaffen, ist er in seiner Kunst, je selbständiger er wurde, um so mehr zurückgegangen. Von Ehrgeiz und Genußsucht unstet getrieben, fand er keine wahre Befriedigung in der Kunst, kam er schließlich, um die Mittel für sein luxuriöses Leben zu beschaffen, zu einem fast fabrikmäßigen Malbetrieb. Neben der gewaltigen allseitigen Erscheinung seines Lehrers, einer Gestalt von wahrhaft antiker Größe, steht van Dyck als feine, empfindsame und anschmiegende Natur wie ein moderner Romantiker da. Anfangs in lebensvoller Wucht, außerordentlicher Schaffenslust und Schaffenskraft seinen Meister und Vorbild fast noch überbietend, in individuellster Charakteristik und glühender Farbenpracht ihm fast überlegen, wird er während eines mehrjährigen Aufenthalts in Italien akademischer und nüchterner; ein äußerliches Streben nach Formenschönheit und vornehmer Haltung tritt an die Stelle der jugendlichen Überkraft und wird schließlich zu kahler, leerer Eleganz. Aber im Porträt, bei dem er mit treuester Wiedergabe des Modells eine unerreichte Vornehmheit in Haltung und Ausdruck verbindet, bleibt er auch als Hofmaler Karls I. von England noch unübertroffen.

Eine ganze Reihe tüchtiger Maler, die neben und nach A. van Dyck als Gehilfen von Rubens großgezogen waren, hat auch selbständig Belgiens reiche Kirchen und Paläste mit zahlreichen Altarbildern und Dekorationsstücken angefüllt, die, ohne besondere Originalität, doch noch den Abglanz vom großen Stil des Meisters und von seiner technischen Gewandtheit zeigen. Im guten Sinne dekorativ sind auch die Landschaftsmaler, die mit Rubens und unter seinem Einflusse die Sakristeien der Kirchen wie die Wände der Paläste und Privathäuser über den Täfelungen mit ihren Bildern schmücken. In höherem Maße gilt dies von den großen, echt monumentalen Tierbildern und Stilleben, die ein Snyders in der kühlen, reichen Farbenpracht von Rubens, ein Fyt mehr in dem warmen Ton und der delikaten Färbung eines van Dyck geschaffen hat. Auch Maler, die Rubens ferner standen, haben teil an seinem großen Stil, wie Cornelis de Vos in seinen schlichten, gelegentlich fast intimen großen Porträtstücken, wie vor allem Jacob Jordaens, der selbständigste und flämischste unter allen diesen Malern. Von ähnlicher Vielseitigkeit wie Rubens, mit dem er den gemeinsamen Lehrer Adam van Noort hatte, ist er fast ebenso bewegt, breit und meisterhaft in der Behandlung, dabei toniger und stärker im Helldunkel, aber weit derber in Formen und Auffassung, von einem kaustischen Humor, der in seinen großen Genrebildern von ganz eigenartig monumentaler Wirkung ist.

In eigentümlichem Gegensatz zu dieser großzügigen, aus der Durchdringung germanischen Kunstempfindens mit italienischem Barockstil erwachsenen flämischen Monumentalkunst steht die auf dem gleichen Feld erblühende, mit jener in naher Beziehung stehende, in noch zahlreicheren Künstlern vertretene Kleinmalerei. Sie ist der Ausfluß der altniederländischen Feinmalerei, die ja ihrerseits von der Miniaturmalerei herkam, und verrät in ihrer Verwandtschaft mit der jungen holländischen Kunst, daß beide aus demselben Stamme hervorgingen. Wenn wir sehen, wie Künstler von beiden Seiten hin- und herwandern, so beweist dies, daß die alte Stammesverwandtschaft auch nach der Trennung und trotz den Kämpfen sich nie ganz verleugnete. Besonders geschätzt war diese Richtung der flämischen Kunst in der Landschaftsmalerei, in der Jan Brueghel, der Sohn des großen Bauernmalers und der Freund von Rubens, der erfolgreichste und bestimmende Meister war, fast durch ein volles Jahrhundert. In seinen subtilen kleinen Landschaften sucht er doch einen möglichst großen Ausschnitt der Natur wiederzugeben und gibt ihn in Formen und Detail wie in den Farben so reich wie möglich. Diese Auffassungsweise ließ ihn auch den Reiz in der Darstellung der Blumen entdecken; er ist der Schöpfer einer besonderen Blumenmalerei, die in seinen Schülern durch das ganze siebzehnte Jahrhundert in Flandern blühte.

Wie in diesen flämischen Landschaftsbildern der lokale Charakter der Landschaft, ihre unendliche Verschiedenheit je nach der Bewegung des Terrains, nach Färbung, Beleuchtung und Stimmung, die in den holländischen Landschaftsbildern so mannigfach und unübertroffen zum Ausdruck kommt, hinter der allgemeinen Charakteristik der Landschaft in Form und Farben stark zurücktritt, so ist auch das gleichzeitige Sittenbild in Belgien, soweit es überhaupt zur Entwicklung kommt, einseitig typisch, wenig individuell. Eine Darstellung des Lebens der höheren Gesellschaftsklassen konnte sich nicht entwickeln, weil die spanische Herrschaft die freie Entfaltung des bürgerlichen Lebens unterdrückte. In gewisser Weise entschädigen dafür die pikanten kleinen Familienbildnisse des Gonsales Cocx, die in der vornehmen Haltung den Porträten von van Dyck nahekommen. Das flämische Sittenbild bleibt fast ganz auf das Bauerngenre beschränkt, in dem ja Jan Brueghels Vater Pieter schon bald nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts Außerordentliches geleistet hatte; doch kommt auch hier die neue Belebung von einem Maler, der zwar in Flandern geboren war und hier auch, in Rubens' Nähe, sein allzu kurzes Leben beschloß, aber seine Schule in Holland unter Frans Hals durchmachte, von Adriaen Brouwer. Dieser unverbesserliche Bohemien, nächst Rubens der genialste Meister der flämischen Schule, zeigt in seinen kleinen Schilderungen aus dem Treiben der unteren Stände, meist in den Kneipen, eine Meisterschaft der Zeichnung, eine Delikatesse in der malerischen Behandlung und in der Feinheit des Tons wie nur irgendeiner der großen holländischen Genremaler und verbindet damit einen Reichtum und eine Harmonie der Farben und eine Geschicklichkeit der Komposition, die ihn Rubens nähert, während er in individueller Gestaltung und im Humor mit seinem Lehrer Frans Hals wetteifert und in seinen Landschaften es den besten Impressionisten zuvortut. Schon David Teniers, der anfangs unter Brouwers Einfluß Bilder mit ähnlichen Vorzügen malt, verfällt später meist in einförmige Wiederholung der typischen Schilderungen aus dem Leben des Bauernvolkes, und seine Nachfolger zeigen diese Schwächen in noch höherem Maße. Die kleinliche, charakterlose und unkoloristische Richtung, in welche die flämische Malerei mehr und mehr verfällt, hat erst seit dem neunzehnten Jahrhundert einem neuen Aufschwung Platz gemacht, der eine reiche, mannigfache Entwicklung zeigt und bis in die neueste Zeit anhält.



Hans Bol: Fischerstechen. (Dresden, Königliche Gemäldegalerie.) Phot. F. Bruckmann A.-G., München.



Adriaen Brouwer: Landschaft mit Fluß. (London, Herzog von Westminster.) Kunstverlag von Ad. Braun & Cie.

DIE BAUKUNST IN BELGIEN. / VON CORNELIUS GURLITT.

Es iſt ein geſchichtlicher Mißgriff, wenn man von einer älteren belgiſchen Baukunſt ſprechen will. Denn Belgien war bis 1830 kein Staat, namentlich kein nationaler Staat, ſondern ein geſchichtlich-geographiſcher Begriff. Jederzeit haben im Gebiet des durch die Londoner Konferenz geſchaffenen Staates verſchiedene, oft keineswegs freundlich gegeneinander geſinnte Volksſtämme geſeſſen, die auch künſtleriſch ſich in ſehr verſchiedener Weiſe äußerten.

Heute ſtehen ſich im Staatsgebiete »Belgien« zwei Völker fremd gegenüber: die Wallonen und die Flamen. Vor dem Kriege hatte in walloniſchen Kreiſen ſich eine ſtarke Bewegung geltend gemacht, die dagegen auftrat, daß walloniſche Kunſt als »niederländiſch« bezeichnet werde, die alſo forderte, die Kunſtgeſchichte ſolle eine Scheidung machen, die ſich nicht auf den heutigen Staatsgrenzen, ſondern um die Volksart aufbaut, das heißt alſo: Froiſſart, der Dichter des vierzehnten Jahrhunderts, Rogier van der Weyden (Rogier de la Paſture), der Maler des fünfzehnten Jahrhunderts, und Watteau, der Maler des achtzehnten Jahrhunderts, ebenſo wie Félicien Rops und César Frank, der Sittenſchilderer und der Komponiſt, ſeien weder Franzoſen noch Niederländer, ſondern Wallonen. Und Wallonen ſind Gallier ſchon dem Namen nach, das W und das G verſchieben ſich eben hier an der Grenze (Wilhelm = Guillaume, Wehr = Guerre, Walter = Gauthier). Und ſo wenig die Wallonen ſich als Franzoſen fühlten, ſo wenig die Flamen als Deutſche. Sie nannten ſich Südniederländer und erhoben den Anſpruch, ein ſelbſtändiges Volk zu ſein, wenngleich vom Stamme der ripuariſchen Franken, der einſt das ganze Küſtenland bis gegen Amiens zu beſetzt hielt. Nun iſt es zweifellos ein Fehler, wenn man die ſpäteren politiſchen Grenzen als maßgebend für die Zugehörigkeit eines kunſtgeſchichtlichen Baues anſieht; danach wäre bis 1681 der Straßburger Münſter ein Werk deutſcher, bis 1871 franzöſiſcher und jetzt wieder deutſcher Kunſt!



Jeſuitenkirche in Antwerpen.



Marktplatz und Zunfthäuſer in Brüſſel. (Kunſtanſtalt Stengel & Cie.)



Kanzel in der St.-Martins-Kirche in Courtrai.

In den Kreis der Baugeſchichte tritt zunächſt Wallonien im Anſchluß an die Schöpfungen Kaiſer Karls des Großen. In Lüttich, dem führenden Biſtum im Lande, ſteht — freilich durch Umbauten entſtellt — eine Nachbildung des Aachener Münſters, alſo einer jener mit einer Kuppel bekrönten Achteckbauten, wie ſie die berühmte Schöpfung des Kaiſers hier und da anregte. Auch ſonſt begegnet man im Lande karolingiſcher Kunſt.

Dann, im zwölften, dreizehnten Jahrhundert, kamen die Anregungen zumeiſt von Südweſt, beſonders in den nördlichen Teilen, die kirchlich dem Erzbistum Reims angehörten, während der Süden zu Cöln gehörte. Namentlich von Noyon und Laon gingen Einflüſſe aus, so auf die herrliche Kathedrale von Doornijk, eines der Meiſterwerke der Übergangszeit von romaniſcher zu gotiſcher Bauart. Dazu kam die Einwanderung der bauverſtändigen Mönche des Ziſterzienſerordens, die burgundiſche Bauweiſe mitbrachten. Das meiſte freilich, was jene Zeit ſchuf, haben die Franzoſen in der Revolutionszeit zerſtört; von den Kathedralen von Lüttich und Brügge iſt kein Stein übriggeblieben, die Ziſterzienſerklöſter des Landes, Villers, Aulne und Orval liegen, gleich ſo vielen anderen einſt reichen Stiftern, in Trümmern.

Eigenartiges Schaffen ſetzt im Lande erſt mit dem vierzehnten Jahrhundert ein. Nicht daß in den immer mehr zu Wohlſtand aufblühenden Städten nicht glänzende Kirchen entſtanden ſeien; es gibt deren eine ſtattliche Anzahl. Man braucht nur an die Gudulakirche in Brüſſel, an die mächtigen Gotteshäuſer von Löwen, Gent und Brügge zu erinnern, um zu zeigen, daß namentlich im flämiſchen Gebiete die Schaffensfreude groß war. Aber man bediente ſich der damals überall gebräuchlichen Bauformen, es tritt zunächſt das Beſondere nicht ſo kräftig hervor. Das kam erſt mit der mächtigen Ausdehnung des Handels, mit dem Emporwachſen des flämiſchen Gebietes zum reichſten Lande der damaligen Welt. Das zeigte ſich nicht nur in der Malerei mit dem Hervortreten ſo gewaltiger Künſtlerperſönlichkeiten wie der van Eyck, ſondern auch in der Bildnerei, der Flandern die Vertreter der Bildniskunſt, die »Grabmacher« lieferte; auch hier als Vorbote einer perſönlicheren Art, eines Schaffens, das nach beſonderer Auffaſſung des Meiſters einen Menſchen in ſeinen Beſonderbarkeiten darzuſtellen beſtrebt iſt.

So entwickelte ſich aus dem ſtarken Gefühl für den Heimatsort — einem Gefühl, das die ſtaatliche Zugehörigkeit überwucherte — eine ſtädtiſche Kunſt, die ſich ihre eigenen Aufgaben ſtellte. Man baute zum Ruhm der politiſchen Gemeinde weithin ſichtbare hohe Türme, zum Gedeihen der Stadt mächtige Kaufhallen, zum Nutzen der Bürger reiche Wohnhäuſer.

Die Flamen gaben den Ton an in den hohen Kirchtürmen, die weit über das Bedürfnis hinausgehen, nämlich, daß die Glocken über Firſthöhe hangen, und daß ſomit ihr Ton frei über die Stadt ſich ſchwingen ſoll. Die Türme der Kirche St. Romuald in Mecheln, St. Peter in Löwen, der drei Helme erhalten ſollte, St. Michael und St. Baafs in Gent, des Domes zu Antwerpen und anderer mehr zeugen von jenem Eifer, den Bau zur höchſten Höhe hinaufzutreiben, um damit andere Orte zu überflügeln. Der Eifer griff nach Deutſchland, rheinauf, über: Cöln, Straßburg, Frankfurt am Main, Ulm beſitzen Zeugen hiervon. Er erſtreckte ſich auch auf die Belfriede, jene ſtädtiſchen Markttürme. Dem zu Brügge wurde in den ſeiner erſten Anlage folgenden Jahrhunderten immer wieder ein neues Stockwerk aufgeſetzt.

Mächtig wuchſen die Markthallen, ſeit Flandern der Mittelpunkt des Handels in Wolle und Leinen geworden war: große, auf Säulen in zwei Geſchoſſen überdeckte Säle, in denen die Waren zum Verkauf ausgebreitet wurden. Jetzt ſind ſie meiſt verwaiſt, ſtehen unbenutzt, der Handel iſt neue Wege gezogen. Die größte und ſchönſte dieſer Hallen, die von Ypern, iſt, wie es ſcheint, unwiederbringlich dem Welt-

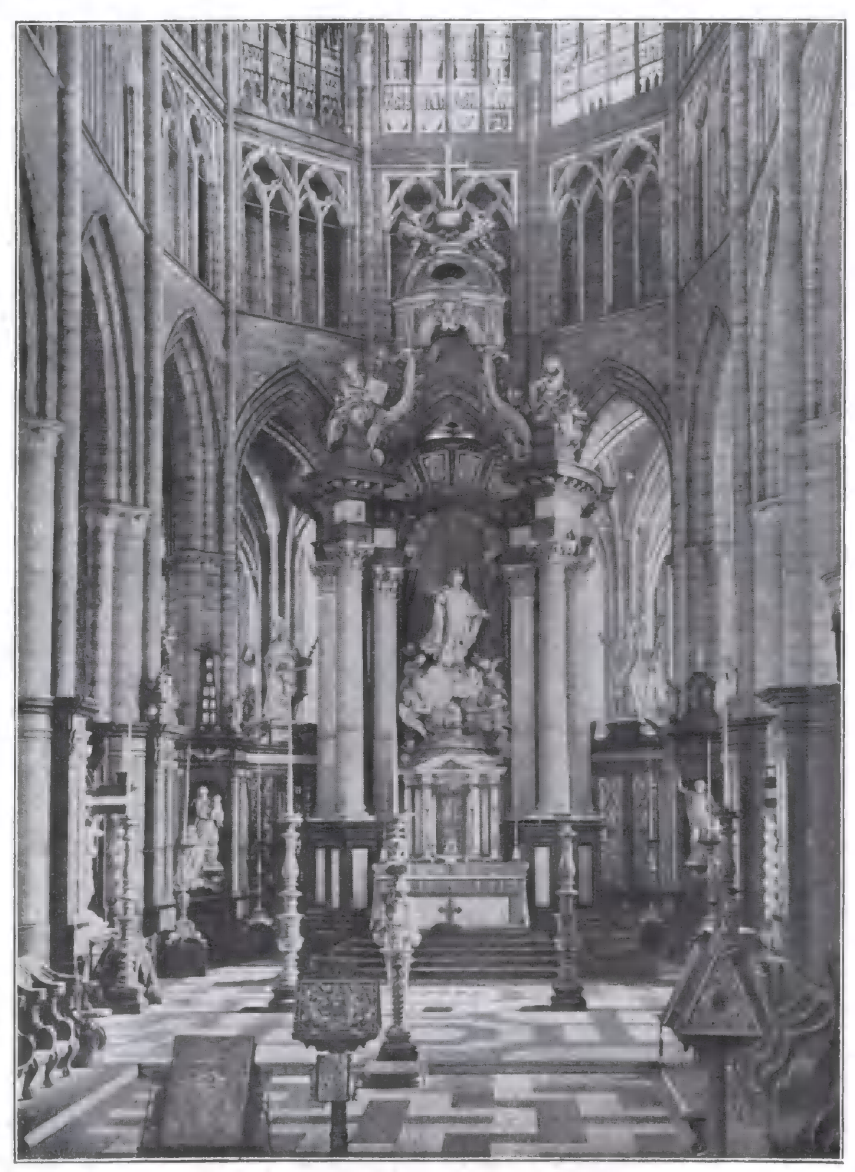
kriege zum Opfer gefallen. Diefe Hallen wurden von fehr tiefgehender Bedeutung für das ftädtifche Bauwefen, namentlich im nordöftlichen Deutfchland, im Gebiet der Hanfa.

Ebenfo der Wohnhausbau. Flandern gibt hier den Ton an für weite Gebiete. Kein Wunder, daß fich hier zuerft ein feftes Schema entwickelte, und zwar aus dem volkstümlichen Holzbau heraus übergehend zu dem im dreizehnten Jahrhundert immer ftärker fich entwickelnden Ziegelbau. Viel Reizvolles wurde gefchaffen und erhielt fich bis heute.

Das fünfzehnte Jahrhundert führte die Baukunft weiter, immer mehr fich vertiefend in Einzelheiten. Es entftanden mit Schmuckwerk fo überladene Bauten wie das Rathaus von Löwen; es entftanden jene reizvollen Innenausgeftaltungen der Kirchen und öffentlichen Bauten, die Lettner, Altäre, Kanzeln, Kamine, Geftühle. In diefes Schaffen im Kleinen, Kunftgewerblichen trat die Kenntnis neuer Formen ein. Man hatte von der Wiederentdeckung antiker Kunft in Italien gehört, und niederländifche Meifter beeilten fich, dorthin zu gehen, um durch fie das heimifche Schaffen zu bereichern.

Nach und nach drang die neue Kunftweife fiegreich durch. Um die Mitte des fechzehnten Jahrhunderts entftand ein Bau wie das Rathaus zu Antwerpen, in dem alle Einzelheiten im Sinne Italiens gebildet, das Ganze in feinen kräftig auffteigenden Linien aber ebenfo echt niederländifch, deutfch, nordifch ift.

Und fo erhielt fich Flandern feine Eigenart. In den Tagen Rubens' überwog die Malerei fo ftark, daß die Kunfthiftoriker des neunzehnten Jahrhunderts vom gleichzeitigen Bauwefen kaum Kenntnis nehmen zu müffen glaubten. Unter dem Einfluß der katholifchen Gegenreform aber entftanden für den damals führenden Mönchsorden, die Jefuiten, eine Reihe prächtiger Bauwerke von fcharf ausgefprochener Eigenart, die wohl verdienen, als Kunftfchöpfungen neben den Werken der großen Maler hervorgehoben zu werden. Faft jede größere Stadt befitzt eine folche Jefuitenkirche, denen fich in der Formgebung Bauten anderer Orden in nicht geringer Zahl anfchließen.


Inneres der St.-Bavo-Kirche in Gent.

Noch im achtzehnten Jahrhundert machen fich ftarke Strömungen bemerkbar. So gehört diefer Zeit die prächtige Innenausftattung der Kirchen an, vor allem mit erftaunlichem Reichtum ausgebildete Kanzeln und Altäre.

Wie im fechzehnten Jahrhundert auf Italien, beginnt nun der Blick der Künftler auf Paris fich zu richten. Es wimmelte in den Werkftätten Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. von Wallonen und Flamen, ja fie wurden namentlich auch als Ornamentftecher die Vermittler franzöfifchen Einfluffes auf den nahen und fernen Often.

Die Baukunft im Königreich Belgien ging ihre eigenen Wege, wenngleich in Anlehnung an Paris, aber nicht in Abhängigkeit von dorther. Stets waren eigenwillige Köpfe bemüht, im Gegenfatz zu dem in Paris vorherrfchenden akademifchen Ton neue Wege zu wandeln. Ein Beweis dafür ift das mächtige Gerichtsgebäude von Brüffel, in dem die Meifter durch Heranziehen der verfchiedenartigften, frei verwendeten hiftorifchen Formen einen neuen Stil zu fchaffen bemüht waren, Beftrebungen, die ein jüngeres Gefchlecht mit größerer Selbftändigkeit aufnahm, indem es den »Jugendftil« herbeiführte.

Diefer, der fich von allem früher Gefchaffenen losfagte, die Wiederholung alter Geftaltungen an neuen Bauten als »verbrecherifche Verbindung des Lebens mit dem Tode« bezeichnete, wurde gleichzeitig in Deutfchland wie in Belgien lebhaft aufgenommen, in anderen Ländern aber faft von allen Künftlern abgelehnt. Er hat fo manche Verfehlung auf dem Gewiffen.

Aber daß Deutfchland faft allein einen wahrhaft modernen Stil befitzt, hat feinen Grund in der Vertiefung deffen, was der Jugendftil in rafchem Zugreifen durchzuführen erhoffte.

Nur wenige Belgier find den Weg, den die Anregungen wiefen, weitergewandert.

Sie fielen in das landfremde Parifertum zurück und überließen es den deutfchen Architekten, dem neuen Ziele zuzuftreben, das heißt, bei voller Würdigung der gewaltigen Leiftungen der Vergangenheit für ihre Zwecke und mit ihren Mitteln nunmehr auch für unfere Zeit, für unfere Zwecke und unfere Bauftoffe in gleicher Selbftändigkeit neue Ausdrucksformen ihrer Kunft zu fuchen.


Die Kathedrale in Antwerpen.


Die Kathedrale in Brüffel. (Kunftanftalt Stengel & Cie.)

BELGISCHES KUNSTGEWERBE. / VON PROF. DR. RICHARD GRAUL, LEIPZIG.

Wenn nach belgiſchem Kunſtgewerbe gefragt wird, denkt man wohl zunächſt an die hochentwickelte Spitzeninduſtrie oder an Brüſſeler Gobelins, und handelt es ſich um Leiſtungen unſerer Zeit, dann wird die Erinnerung an gewiſſe Formen des Jugendſtils und an neuartige abſtrakte Schmuckformen lebendig. Ganz gewiß werden damit im einen Falle bewundernswerte Schöpfungen des Kunſtgewerbes älterer Zeit hervorgehoben, und im andern Bemühungen um eine Reform des Geſchmacks gemeint, deren Triebkraft ſo groß geweſen iſt, daß ſie die verwandten Beſtrebungen in den Nachbarländern, beſonders auch in Deutſchland, beeinfluſſen konnte.

Wie bedeutend aber auch die Stellung Belgiens im Kampfe um eine ſelbſtändige moderne Kunſt erſcheint, ungleich gewaltiger iſt doch der Eindruck der Hinterlaſſenſchaft an älterer Kunſt. Die Geſchichte des Kunſtgewerbes erzählt rühmend von der frühen Blüte der Künſte im Dienſte der Kirche. Im niederlothringiſchen Maastal hatten ſich, auf alter einheimiſcher Überlieferung fußend, die bis über die Römerzeit zurückreicht, die Erzkunſt, die Treibarbeit in Silber und die Schmelzmalerei auf Kupfer zu höchſter Kunſtfertigkeit entwickelt. Es genügt, hinzuweiſen auf ein ſo vollkommenes Werk des Erzguſſes, wie es das berühmte Taufbecken iſt, das jetzt den koſtbarſten Schatz der Bartholomäuskirche zu Lüttich bildet. Es rührt von dem auch als Goldſchmied hervorragenden Reiner von Huy her, der es in der Zeit von 1113 bis 1118 hergeſtellt hat. Nicht nur die techniſche Durchbildung iſt erſtaunlich, auch der Fortſchritt in der Geſtaltung der Figuren — es ſind Tauſſzenen dargeſtellt — iſt außerordentlich.



Brüſſeler gewirkter Teppich vom Anfang des 16. Jahrhunderts.

Dieſelbe plaſtiſche Geſtaltungskraft, verbunden mit reichſter Goldſchmiedearbeit, lernen wir an den zahlreich erhaltenen kirchlichen Geräten ſchätzen, beſonders an den mit köſtlichen Schmelzarbeiten geſchmückten Tragaltären und Reliquiarien. Das großartigſte Werk dieſer Art iſt der große Altaraufſatz, den Nicolaus von Verdun für das Chorherrenſtift Kloſterneuburg bei Wien 1181 vollendet hat. — Die Tüchtigkeit der Goldſchmiede bleibt durch das ganze Mittelalter ein Ruhmestitel der Niederlande, und immer ſcheint das Maasland ſich beſonders ausgezeichnet zu haben. Aber erſt unter der Fremdherrſchaft der prachtliebenden burgundiſchen Herzoge nahm die Kunſt in den Niederlanden wieder einen ſo glänzenden Aufſchwung, daß ſie länger als ein Jahrhundert an die erſte Stelle trat. Das 15. Jahrhundert iſt die Blütezeit der altniederländiſchen Malerei. Und mit der Malerei wetteifern alle Künſte, die Architektur, die Bildnerei, die Goldſchmiedekunſt, der Erzguß und nicht zuletzt die Kunſt der Teppichwirker.

In der Tat entfalten die Teppichwirker in der Fülle ihrer religiöſen, allegoriſchen und chronikartigen Darſtellungen von kriegs- und ſagenhaften Heldentaten eine wunderbare Größe, bei aller Einfalt eine eindrucksvolle Kraft der Schilderung und Charakteriſtik. Denſelben großen Stil, denſelben harmoniſchen Zuſammenklang hatten die Glasbilder, mit denen die Fenſter der gotiſchen Kirchen geziert wurden — leider ſind nur aus verhältnismäßig ſpäter Zeit Bruchteile erhalten, und auch dieſe haben unter Reſtaurationen arg gelitten. Wenn die berühmten Glasbilder der St.-Gudula-Kirche in Brüſſel, die aus dem 16. und 17. Jahrhundert ſtammen, auch ganz im Geiſte der Renaiſſance und des Barocks entworfen ſind, ſo geben ſie doch eine Vorſtellung von der Kühnheit, mit der die Glasmaler ihre Aufgaben aufgefaßt haben.

Vielbegehrt wie die niederländiſchen Goldſchmiede, die Maler von Altarbildern und Miniaturen, die Erzgießer und Teppichweber ſind auch die Bildhauer in Holz und Stein geweſen. Die Grabmalbildner zeichneten ſich in der charaktervollen Figurendarſtellung ſo aus, daß viele von ihnen nach Frankreich gerufen wurden. Im 14. Jahrhundert finden wir ſie in St-Denis, in Dijon, und als zu Anfang des 15. Jahrhunderts Margarete von Öſterreich daran ging, in Brou bei Bourg-en-Breſſe ihrem Gemahl Philibert von Savoyen eine prächtige Grabkirche zu errichten, rief ſie unter anderen namentlich niederländiſche Meiſter herbei.

Was da in den üppigen Formen ſpielender Spätgotik entſtand, wirkt wie ein Werk des Kunſtgewerbes, nicht wie Architektur, ſo reich iſt der Schmuck der Gliederungen und ſo fein ſeine Durchbildung. Galt es, einen Lettner zu zieren, eine Kanzel zu ſchmücken, ein Tabernakel zu errichten, der größtmögliche Reichtum wurde entfaltet. Von den berühmten ſteinernen Lettnern Belgiens aus ſpätgotiſcher Zeit iſt gewiß derjenige, der die Nikolaikirche in Dixmuiden zierte, der an kühn durchbrochenen Formen reichſte geweſen — ein echtes Muſter maleriſcher ſpätgotiſcher Barockkunſt! Eine Menge Werke in dieſem reichen Stil ſind erhalten geblieben und ſpiegeln die künſtleriſche Sinnenfreude und Geſtaltungskraft einer Blütezeit der Kunſt in den ſüdlichen Niederlanden.

Das profane Kunſtgewerbe trat hinter dem kirchlichen nicht zurück. Ein Blick auf die Bilder der Eyck, Rogiers van der Weyden und ihrer Nachfolger zeigt, wo ſie in das Innere der Klöſter, Spitäler und Bürgerhäuſer ſehen laſſen, wie wohnlich und gefällig die Zimmer ausgeſtattet wurden. Überall gediegene Einfachheit, und im einzelnen Ausſtattungsſtücke, in der Form des Kamins, der Möbel, der Leuchtgeräte, der Ziervaſen offenbart ſich feiner Geſchmack und eine Freude an gefälliger Erſcheinung. Großartiger nehmen ſich die Repräſentationsräume der Stadthäuſer, der Tuchhallen und Gilden aus. Namentlich die Kamine und Windfangtüren werden reich geſchmückt, und in dieſer Zierluſt ſucht die Renaiſſancezeit die Gotik noch zu überbieten. Wo gibt es in der Welt einen prächtigeren Kamin als den im Schöffenſaal zu Brügge, der 1529 bis 1551 nach dem Entwurfe von Lancelot Blondeel ausgeführt wurde? Aber Belgien bewahrt eine Menge köſtlicher Werke ähnlicher Art, manche, in denen die italieniſche Formenwelt merkwürdig ungetrübt übernommen iſt — wie an der Windfangtür von van der Schelden in Oudenaarde — noch mehr aber ſolche, die deutlich das Hervorquellen eigener Art in der Ornamentik kennen lehren. Wenn Cornelis Floris in ſeiner Sängertribüne, dem Lettner der Kathedrale von Tournai, oder in dem Tabernakel von Léau auch als wohlgebildeter Romaniſt erſcheint, der das Weſen klaſſiſcher Kunſt erfaßt hat, ſo gibt er ſich doch volkstümlich-niederländiſch in ſeinen Grotesken.

Die Niederlande haben an der Ausbildung einer antiklaſſiſchen, dem Barock zuſteuernden ornamentalen Stiliſierung erheblichen Anteil. Das wird beſonders ſinnfällig in der Zeit, der Peter Paul Rubens das künſtleriſche Gepräge gibt. Im 17. Jahrhundert wuchert in den Kirchen und Klöſtern mit ihren Sakriſteien und Bibliotheken eine verſchwenderiſche Zierkunſt in Holz- und Steinarbeiten. Gewaltige barocke Altaraufbauten, Orgeln, Chor- und Beichtſtühle und ganz beſonders reiche Kanzeln und ruhmredige Grabmäler entfalten eine Kunſtfertigkeit, die aller techniſchen Schwierigkeiten Herr iſt und trotz aller italieniſchen Einflüſſe gut niederländiſch bleibt. Gewiß iſt der Italiener Bernini der geiſtige Vater dieſer dekorativ ſo wirkſamen Plaſtik geweſen, aber wie viel Perſönliches, Individuelles ſteckt doch in all den barocken Kunſtwerken, die den belgiſchen Kirchen oft den Prunk feſtlicher Palaſträume geben! Um ihrer Meiſterſchaft in der Marmor- und Alabaſterbearbeitung und beſonders in der virtuoſen Holzſchnitzerei willen waren die Südniederländer weltberühmt.

Wenn auch in der Folge die ſüdlichen Niederlande politiſch und wirtſchaftlich keine große Rolle mehr ſpielen und ſtark in die Abhängigkeit der franzöſiſchen Kunſt und Kultur geraten, ſo hat ſich doch die Tüchtigkeit auf weiten Gebieten des Kunſtgewerbes behauptet. Die Holzſchnitzer und Bildhauer jeder Art zeichneten ſich ſo aus, daß ſie in Paris und Verſailles hervorragend tätig waren. Und trotz der Konkurrenz von Frankreich hielt ſich die Teppichwirkerei noch einige Zeit auf der Höhe, während die Spitzeninduſtrie nicht aufgehört hat, die Bewunderung der Kenner zu erregen. Brüſſel, Mecheln, Binche und das franzöſiſch gewordene Valenciennes ſind Herde dieſer feinen barocken Spitzenkunſt, die ſo feſt im Volkstum wurzelt, daß ſie noch heutigentags Eigentümliches leiſtet. Auch die Keramik und die Glasmacherkunſt haben bis auf unſere Tage hervorragende Leiſtungen aufzuweiſen.

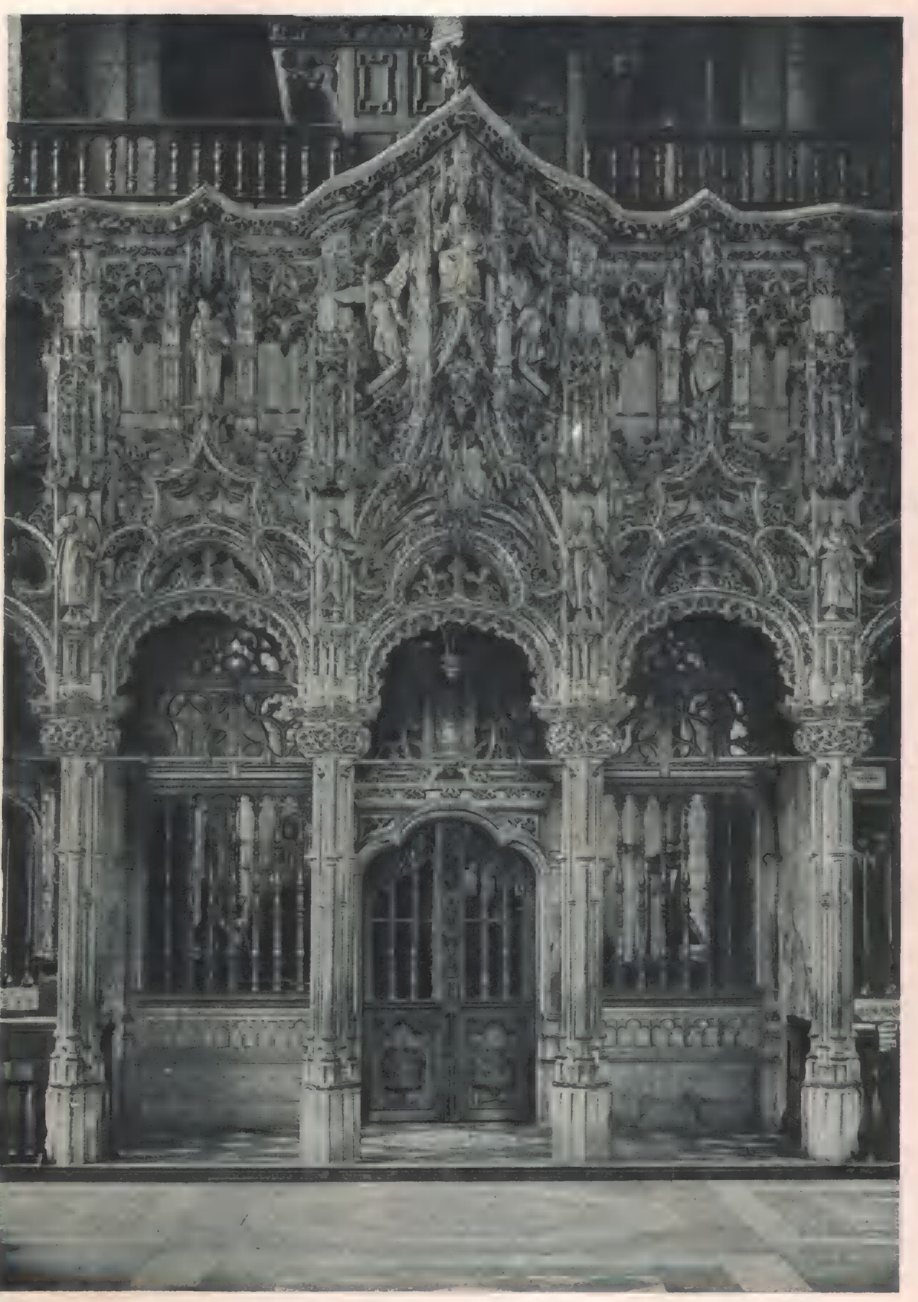
Der belgiſche Staat des 19. Jahrhunderts hat infolge ſeiner Einſtellung in das Getriebe der großen Welt als eines Durchgangslandes für den Handel und als eines mächtigen Induſtrieſtaates an der Entwicklung gerade des modernen Gewerbes und der Induſtrie erheblichen Anteil. Die Sorge um die Erhaltung der einheimiſchen Gewerbe und um ihre Verbeſſerung im Wettbewerb mit dem Auslande iſt aber im weſentlichen nach dem Vorbilde Frankreichs und mit einigem engliſchen Einſchlag erfolgt. Als dann am Ausgang des Jahrhunderts in Belgien eine lebhafte Bewegung aufkam, die der internationalen Stilmacherei entgegentrat mit einer friſchen jungen Kunſt, die aus Eigenem zu ſchaffen ſuchte, da zeigte der kleine Kreis der Neuerer in Belgien eine Geſinnungsſtärke und Willensenergie, die ſo groß geweſen iſt, daß ſie auf unſerem Kontinent die moderne Bewegung ins Rollen bringen konnte. Das iſt kein kleines Verdienſt um die gute Sache der modernen Kunſt und des neuen Kunſtgewerbes.



Holzschnitzerei an der Windfang-Tür im Rathaus zu Oudenaarde, von van der Schelden (1530).



Eleutheriusschrein von 1247 in der Kathedrale von Doornyk (Tournai).



Spätgotischer Lettner aus der Nikolaikirche in Dixmuiden (1535 bis 1544).



Madonna aus weißem Marmor im Museum zu Brüssel (14. Jahrh.).



Brüsseler Altar, Holzschnitzerei, bemalt und vergoldet. (Zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts.)



Brüsseler Spitzenbarbe (18. Jahrhundert).



Teniers der Jüngere: Das große Vogelschießen in Brüssel. ⟨Wien



Kaiserliche Galerie.〉 Nach einer photographischen Aufnahme von J. Löwy, Wien.



Heimkehrende Crevettenfiſcher. Nach einem Gemälde von Carlos Grethe.

An der Yſermündung. Nach einem Gemälde von Wilhelm Hambüchen.

DEUTSCHE MALER IN FLANDERN. / VON DR. JULIUS ZEITLER.

Man darf nicht an Memling denken und an die uns so vertrauten Landschaftshintergründe dieses innigen Meisters von Brügge, dieses Sendboten deutschen Könnens in die Niederlande, wenn wir deutsche Maler auf ihren Wegen in Flandern aufsuchen und begleiten wollen, sondern es handelt sich um ein Kapitel bester zeitgenössischer Kunst, das da aufgeschlagen wird. Der Krieg hat hier eine Entwicklung abgerissen, die uns noch viele schöne Werke versprach, zu jenen, die wir schon besitzen, und in denen wir uns heute an diesen köstlichen Erdenwinkel, an diese ausgesprochenste und modernste Malergegend zurückerinnern. In diese Gegend also wollen wir an der Hand unserer Maler eine Wanderung unternehmen, nach diesem Küstenstreifen, der etwa von Vlissingen und Dünkirchen begrenzt ist, in dem so viele Kleinodien der Malerseele eingebettet sind. Und es gehört auch noch ein gutes Stück Hinterland dazu, im Norden das Kempenland und im Süden die Landschaft bis nach Audenarde hinein. Natürlich kommen unsere Maler auch in die großen Städte des Gebiets, nach Antwerpen, Gent, Brügge, mit ihren althistorischen, prachtvollen Architekturmotiven, aber wenn sie da malten, wie z. B. in Mecheln oder am Spielmannskai in Brügge, so waren es nicht die »Sehenswürdigkeiten«, die sie darstellen wollten, sondern die ganze verträumte Stimmung um solche verwitterte, alte Bauwerke, nicht den großen, kunstgeschichtlich und für das Fremdenpublikum bewährten Ansichten gingen sie nach, sondern den stillen, unbeachteten Winkeln, Gäßchen und Plätzchen, denen der gewöhnliche Reisende gar keine Aufmerksamkeit schenkt. Ganz unvergleichlich aber waren es die kleinen Nester, so zwischen Ostende und Ypern, die es ihnen angetan hatten und ihr Malerauge reizten, vor allem in jenem Winkel zwischen Nieuport, Furnes und Dixmuiden.

Auch dieser Landschaft hat das heiße Ringen viel Schönheit gekostet, aber weiter von der Kriegszone weg entfaltet Flandern, zur Freude unserer Feldgrauen, immer noch seinen ganzen Zauber, mit seinen wogenden Getreidefeldern und lachenden Wiesen, mit seinen weiten Hanfflächen und schmucken Städtchen und Dörfchen, in denen die Fenster aller dieser kleinen Häuserchen mit Blumen über Blumen geziert sind, an deren altertümlichen Türmen der Efeu sich hoch hinaufrankt.

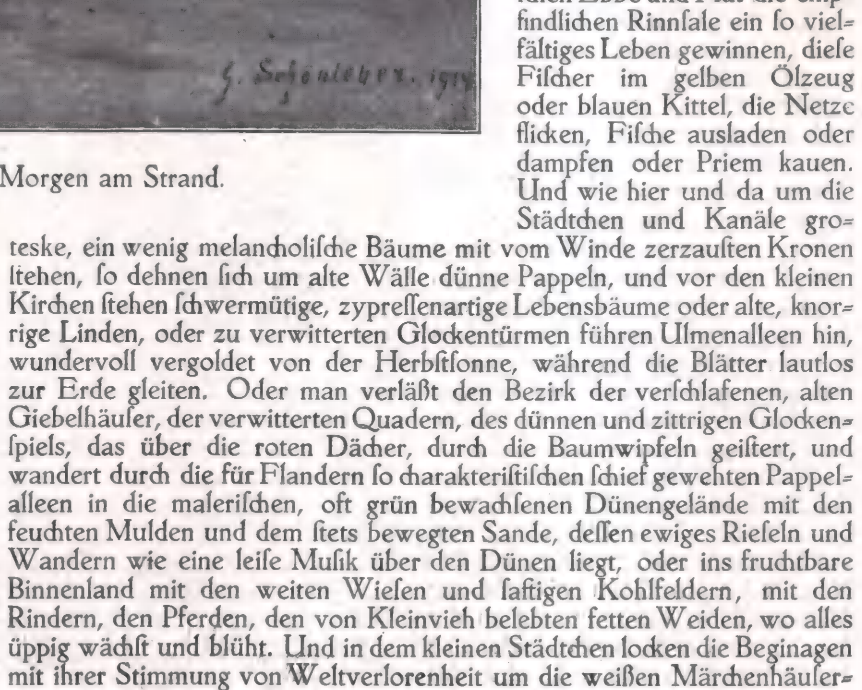
Es ist bezeichnend, daß von den beiden hauptsächlichen deutschen Landschafterschulen, von der Düsseldorfer und von der Münchner, die unsere Landschaftsauffassung von dem noch so tief ins neunzehnte Jahrhundert hineinreichenden italienischen und auch alpinen Zwang loslösten, die erstere es war, die vom Niederrhein aus eine künstlerische Brücke auch ins alte Flamenland schlug. Die Wahlverwandtschaft, mit der unsere Künstler gerade diese Landschaft suchten und sich mit ihr verschmolzen, war eine aufs innigste von der Natur dieses Landes ausgehende; die Seelenstimmung dieser Natur zog sie an. Alle diese Künstler kamen aus den verschiedensten Orten, aus Königsberg, Berlin, Leipzig, Düsseldorf, Graz, und sie brachten auch natürlich verschiedene Charakteranlagen mit, aber Flandern verlieh ihnen den Zusammenklang, gab ihren Werken die künstlerische Einheit. Manche der Maler trugen auch noch andere Lieben im Herzen, friesische, oberrheinische, ja italienische und exotische, aber die verschmelzende Kraft jenes Erdenstrichs bewährte sich an den Werken, die gerade auf diesem Boden entstanden, und wenn sie sich einmal festgesogen hatten an diesen stillen, feuchten Zaubern, dann kamen sie alljährlich wieder, manche verbrachten seit zehn, zwanzig und dreißig Jahren die ganze Zeit vom Frühjahr bis zum späten Herbst an dieser Küste.



Gustav Schönleber: Morgen am Strand.

Worin ist aber diese seelische Einheit beschlossen, die so viele verschiedene Charaktere auf denselben Erdenfleck zusammenstimmt? Eugen Kampf, der seit dreißig Jahren diese Stätten immer wieder aufsucht, drückt es einmal so aus: »Was mich hauptsächlich nach Flandern zog, ist der durch die feuchte Luft bedingte feine, farbige Ton der Landschaft mit ihren malerischen Dörfern und alten Städten, auch daß der Charakter der Landschaft viel von der Landschaft des Niederrheins hat, nur ist die Farbe in Flandern reiner und leuchtender.« Eine abendliche Wanderung an dem uns jetzt durch so schwere Kämpfe denkwürdigen Yserkanal ins Land hinein läßt Walter Tiemann das »lyrische Element in dieser Landschaft aufs tiefste empfinden«. In einem reizenden poesiegetränkten Aufsatz »Erinnerungen an Flandern« gibt Tiemann dem besonderen Zauber, der hier waltet, mit den Worten Ausdruck: »Nirgends sind die Stimmungen so zart und die vibrierende Luft so fein, als dort, wo sich der erste Erdgeruch mit der Seeluft vermählt.« Und was Helmuth Liesegang an diese Stätten kettet, das hat er in einer anmutigen Plauderei »von der flandrischen Küste« kundgegeben, in der er die flandrische Ebene preist, »eingehüllt in jenen zarten Duft, den die Nähe des Meeres der Atmosphäre verleiht, jene so üppige, smaragdgrüne Ebene, die wie mit einem leuchtenden Diadem vom Silberstreifen der Dünen gekrönt wird«.

Man sieht, es ist nicht allein die See, die hier die Maler anzieht, sondern jene farbige Stimmung, die unter dem Einfluß der Seeluft sich tief ins Land hinein verbreitet, die in alles hineinspielt, die im Sommerglanz alle Flächen umkleidet und sich ebenso in die herbstlichen Schleier der Novembernebel hineinwirkt. Dieser Zauber ist es, der alle so reichen malerischen Motive dieses Erdenflecks umströmt, diese kleinen Häfen mit den Fischerbooten und meist primitiven Werften und Kais, dieses Sammetbraun und Grau der ausgespannten Segel, die sich bei Ebbe gespensterhaft träge die Böschungen der Kanäle entlang bewegen, diese Kanäle selbst mit ihren fächerförmigen Schleusen, mit ihren Algenkolonien und dem grauen, grün und rötlich schillernden Schlick, in dem zwischen Ebbe und Flut die empfindlichen Rinnsale ein so vielfältiges Leben gewinnen, diese Fischer im gelben Ölzeug oder blauen Kittel, die Netze flicken, Fische ausladen oder dampfen oder Priem kauen. Und wie hier und da um die Städtchen und Kanäle groteske, ein wenig melancholische Bäume mit vom Winde zerzausten Kronen stehen, so dehnen sich um alte Wälle dünne Pappeln, und vor den kleinen Kirchen stehen schwermütige, zypressenartige Lebensbäume oder alte, knorrige Linden, oder zu verwitterten Glockentürmen führen Ulmenalleen hin, wundervoll vergoldet von der Herbstsonne, während die Blätter lautlos zur Erde gleiten. Oder man verläßt den Bezirk der verschlafenen, alten Giebelhäuser, der verwitterten Quadern, des dünnen und zittrigen Glockenspiels, das über die roten Dächer, durch die Baumwipfeln geistert, und wandert durch die für Flandern so charakteristischen schief gewehten Pappelalleen in die malerischen, oft grün bewachsenen Dünengelände mit den feuchten Mulden und dem stets bewegten Sande, dessen ewiges Rieseln und Wandern wie eine leise Musik über den Dünen liegt, oder ins fruchtbare Binnenland mit den weiten Wiesen und saftigen Kohlfeldern, mit den Rindern, den Pferden, den von Kleinvieh belebten fetten Weiden, wo alles üppig wächst und blüht. Und in den kleinen Städtchen locken die Beginagen mit ihrer Stimmung von Weltverlorenheit um die weißen Märchenhäuserchen, mit den vielen Fenstern und weißen Tüllvorhängen, mit der von der Sonne weißglänzenden kleinen Kirche, mit den vor Blumenfülle über-

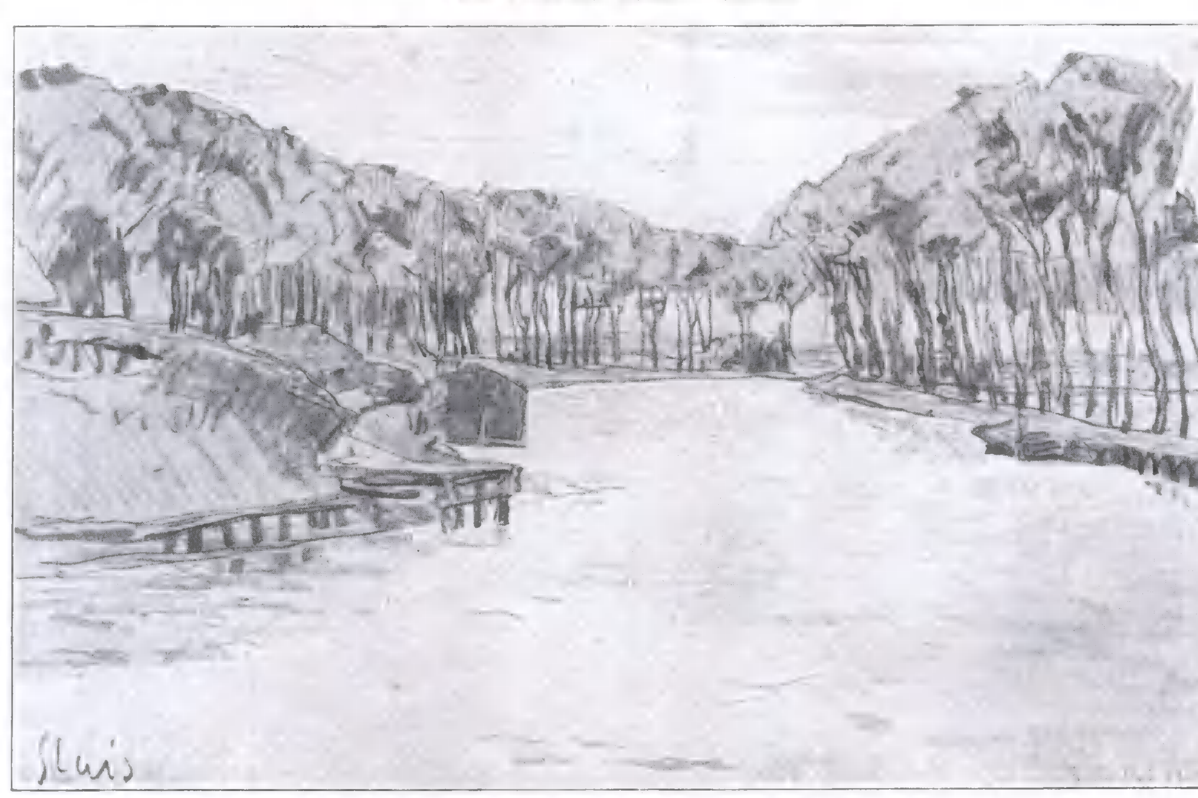


quellenden kleinen Gärtchen, die alle ſo ſauber und regelmäßig das Kapellchen umgeben, endlich mit den Beginen ſelbſt, dieſen uralten Mütterchen in langen, ſchwarzen Mänteln und weißen Flügelhauben, die wie Rieſenfalter um die verhutzelten Geſtalten ſtehen, wenn ſie durch ihre Blumenbuntheit, von einem zirpenden Glöckchen gerufen, zur Abendandacht trippeln. Und zu dieſem Land gehören dieſe großartigen, unendlich wechſelreichen Wolkengebilde, in denen ſich ſeine maleriſche Schönheit erſt vollendet, dieſe Geſtaltungen, die für das Silbergrau des Herbſtes wie für das Tiefblau des Sommers, bauchig oder ſtreifig, in Fetzen oder Schleiern oder wunderſam feuchten Ballungen, erſt die richtige farbige Einheit herſtellen. So liegt Knocke, ſo Dixmuiden, ſo Furnes, ſo vor allem das liebliche Nieuport mit Hallen und Turm und Hafen, mit grünen und gelben Häuschen, mit den Fiſcherbooten, mit ſeinen Kanälen und oft gemalten ſchiefen Baumgruppen.



Hans Alexander Müller: Roſſelaere.

In Nieuport vor allem malten Eugen Kampf, Walter Tiemann, Helmuth Lieſegang, Wilhelm Hambüchen, viel auch Guſtav Schönleber und Carlos Grethe. Von hier aus machten ſie ihre Streifzüge, die vom Yſerkanal bis ins Kempenland und nach Knocke führten. Eugen Kampf, der niederrheiniſche Maler, von dem viele flandriſche Bilder in unſeren Galerien hängen, liebt die Mühlen, die einſamen Dorfwege, Abendſtimmungen, durch die man wenige Landleute ihren Häuſern zueilen ſieht, die ſchwere, feuchte Wärme, die im Schutze der Deiche und Dünen die weißen Häuſer umſpielt. Mit einer ſtarken maleriſchen Kultur, mit einer kraftvollen Klarheit geht er dem Reiz farbiger Akkorde nach, in dem dunkle Bäume mit ſaftig grünen Wieſen, hellgelbe Dünenzüge und violetter Sandboden wechſeln, und er bringt ſie in Bildern von traumhafter Stille zum Klingen wie Cellotöne. Helmuth Lieſegang, der Maler und Radierer, wie Kampf Düſſeldorfer, entlockt der flandriſchen Landſchaft mit einem bewußten empfindſamen Impreſſionismus immer neue koloriſtiſche Reize; er malt Naturſtimmungen alter Brücken und Beginenhöfe in zarten, duftigen Tönen, die braunen Segel der Fiſcherboote am Fiſchmarkt von Mecheln, das Rieſeln und Sickern des Lichts durch dünn belaubte Bäume, die Dünen von Nieuport mit ſtarkfarbigen gelben Bäumen. Farbige Qualitäten zeichnen ebenſo ſeine Radierungen aus wie ſeine Paſtelle; in ſeinen Motiven hat Lieſegang die größte Mannigfaltigkeit von Ypern bis Lier. Düſſeldorfer iſt auch Wilhelm Hambüchen; er liebt die nächſte Umgebung von Nieuport am meiſten, beſonders den Kanal oder den Hafen bei Ebbe, die Yſermündung, die Brandung an der Eſtakade von Nieuport-Bad, alte Fiſcherboote an den Schleuſen des Furneskanals — lauter feine, ſtimmungsſchön gemalte Bilder mit harmoniſchen Tönen. Carlos Grethe, der unvergeßliche Künſtler, der nach Stuttgart verpflanzte Karlsruher, brachte in ſeinen ſieben letzten Lebensjahren jeden Sommer vier Monate in Nieuport zu und malte hier die ihm ſo vertrauten Dinge, das Meer, Hafenbilder mit verſchleierter Luft, einfahrende Fiſcherboote, Weſtindienfahrer. Guſtav Schönleber, der Karlsruher Meiſter, der uns ſo viele Gegenden unſeres Vaterlandes ſeeliſch nahegebracht hat, gibt in einer prachtvollen Malweiſe all die Luft- und Lichtſpiele dieſer Landſchaft, den Zauber duftiger Morgen am ſonneüberflimmerten Hafen, das Wogen und Weben der Wellen um die alte Eſtakade. Aus Leipzig kam Walter Tiemann lange Jahre hindurch nach Nieuport, das mit ſeinem frohen Leben, einen abwechſelungsreichen Stimmungen, mit ſeinen grandioſen Wolkenzügen ſo recht für ſein Malerherz geſchaffen war. Er malt die Kanäle, das Schlickwaſſer der Ebbe, alte verſchwiegene Gärten und Gäßchen mit köſtlich koloriſtiſchen Wirkungen, jenes entzückende Wäldchen am Yſerkanal, aus deſſen wildzerzauſten Kronen mit den ſo charakteriſtiſchen Formen die Krähenſchwärme hochſteigen, den alten Leuchtturm und die trägen Boote mit den ſatten Farben. Mit ihm wanderte zumeiſt Hans Alexander Müller, der in ſeinen Schilderungen von Flandern die kräftige Note liebt und mit einem unvergleichlichen energiſchen Impreſſionismus dieſem Eindrucksreichtum gerecht wird. Ihnen geſellte ſich häufig Max Seliger, der Leipziger Akademiedirektor, zu, der hier in den Dünen wie am Hafen reizvollſte Motive fand und ſonneüberflimmerten Büſchen mit dem Zeichenſtift ebenſo ſicher nachfolgte wie dem Getriebe des kleinen Hafens. In La Panne hatte ſich Fritz Rentſch, gleichfalls Leipziger, angeſiedelt; aus Graz ſtellte ſich Alfred Zoff ein, der an Stimmungstiefe mit ſeinem Lehrer Schönleber wetteiferte; aus Königsberg Olaf Jernberg, woher auch Ernſt Biſchoff-Kulm häufig kam, der mit Theodor Brockhauſen beſonders in Moll maleriſch waltete. Auch ſonſt haben deutſche Künſtler, beſonders in jüngerer Zeit, Flandern zu ihrem Arbeitsfeld erkoren, ſo Hans Gerſon mit hübſchen Altleutehäuſern und Fiſcherbooten, aus Weimar kam Ingwer Paulſen, ferner ſtellten ſich Roland Anheißer, Heinrich Kley, Kurt Hapke, Olynt u. a. ein.



Fritz Rentſch: Kanal bei Sluis.

Es iſt eine ſtattliche Schar deutſcher Maler, die ſich ſo in Flandern betätigt hat, und ſie ließe ſich wohl leicht noch vermehren. Mit dem friedlichſten Schaffen haben ſie dieſer herrlichen, ſeelenverwandten Landſchaft all die unſägliche Schönheit abgerungen, mit deren Zauber ſie umkleidet iſt. In ihren Bildern lebt Flandern, das alte, noch nicht von Kriegsflammen umlohte; dieſe Bilder ſind es, die uns eins der reizvollſten und edelſten Kapitel unſerer Landſchaftsmalerei geben, und die uns zugleich im Ewigkeitsglanz ihrer Stimmungen ſagen, wie wir es gewiß einmal dort wiederſchauen dürfen.



Max Seliger: Am Hafen von Nieuport.

MODERNE FLÄMISCHE GRAPHIK. / VON DR. CURT GLASER.

Der nationale Geist der südlichen Niederlande, die heute das Königreich Belgien bilden, ist in den künstlerischen Äußerungen des Landes nicht leicht zu fassen, obwohl von Jan van Eyck bis zu Rubens eine fast ununterbrochene Reihe von Meistern am Werke war, den Genius ihres Volkstums in sichtbarer Gestalt zu verkörpern. Und schwerer noch ist es, in den künstlerischen Manifestationen unserer Zeit das spezifisch flämische Element greifbar darzustellen. Zu der neuen Blüte der graphischen Kunst haben auch die belgischen Meister ihr wohlgemessenes Teil beigetragen. Aber die besondere Eigenart eines Félicien Rops, dessen Name weithin bekanntgeworden ist, läßt sich nur schwer umreißen. Seine Kunst ist in gewissem Maße international. Sie ist ein pariserisches Gewächs in ihrem

Armand Rassenfosse: Junge Arbeiterin.

Stoffgebiet wie in ihrer Ausdrucksform. Die Radierungen, die er geschaffen hat, sind zu ihrer Zeit gewaltig überschätzt worden, und sie werden es stellenweise noch heute, weil die perverse Erotik, die ihm ein Lebenselement war, die Sammler reizte. Aber seine Zeichnung ist doch nur matt, wenn man sie an der straffen und sicheren Eleganz der französischen Vorbilder mißt, denen er selbst es gleichzutun strebte. Es ist französische Provinzkunst, die Kunst jenes Brüssel, das seinen Stolz darein setzte, ein Klein-Paris zu heißen. Trotzdem denkt niemand so leicht an einen andern Künstler, wenn von flämischer Graphik die Rede ist, als an ihn. Man denkt kaum an die lithographierten Landschaftszeichnungen des Malers Emile Claus, dessen sonnig farbige Gemälde einen tüchtigen Schüler der französischen Impressionisten verraten, kennt ebensowenig die großen Arbeiterköpfe, die der Bildhauer Constantin Meunier gelegentlich auf den Stein zeichnete. Die Kunst Meuniers scheint eher ein Recht zu beanspruchen, den Ausdruck des heutigen Belgiens darzustellen. Er schuf das Monument des modernen Industriearbeiters. Doch wiederum war es zunächst das besondere Stoffgebiet, das seinen Ruf begründete, und auch seine Form ist die französische, ist abgeleitet aus dem Werke der Millet und Daumier. Es gibt einen Maler, der auf ähnlichen Wegen begann, um sich in merkwürdigerweise der Art eines der Großmeister altflämischer Kunst zu nähern; es ist Laermans, dessen seltsam eindringliche Gestalten den Gedanken an den alten Pieter Brueghel wachrufen. Und dessen Geist scheint auch an anderen Stellen im heutigen Belgien von neuem erwachen zu wollen. Neben Laermans, der sich auch als Radierer betätigt hat, und dessen eindringlich sprechende Geste die gesteigerte Ausdruckskraft des Taubstummen verrät, steht der eigenartige J. de Bruycker, der mit einer an Doré gemahnenden Phantasie das ameisenhafte Gewimmel der Menschenmassen bewältigt. Es ist ein romantischer Zug in seiner Kunst. Er liebt spukhaft das Visionäre, und er versenkt sich gern in Fabeln und Erzählungen aus alten Zeiten. Die alten Städte seiner Heimat beleben sich ihm mit phantastischen Märchengestalten, und auch das heutige Dasein, wie er es gestaltet, ist durchdrungen von einem Zug beinahe grotesken Fabelwesens. Bruyckers Kunst ist in einem gewissen Grade verwandt der seines Landsmannes James Ensor. Aber wenn Bruycker nicht ganz freizusprechen ist von dem Verdacht eines bewußten Archaisierens, erscheint Ensors Zeichnung als der reine Ausfluß einer höchst eigenartig gestimmten Menschlichkeit. Ensor hat zarteste Landschaften radiert von einem geheimnisvollen Zauber schwebender Stimmungen. Er hat die gotischen Kathedralen der flandrischen Städte in all ihrer märchenhaften Größe auf seinen Platten erstehen lassen und hat zu ihren Füßen das vielfältige Gekribbel schwellender Menschenmassen mit in ihrer Einfachheit seltsam suggestiven Strichen gezeichnet. In einem Laden, der angefüllt ist mit seltsam geformten Muscheln, lebt Ensor heute in Ostende; er spielt auf einem Harmonium selbstgefundene Melodien, die aus den Zeichnungen zu klingen scheinen, welche rings an den Wänden



Félicien Rops: Wäscherinnen.

hangen — und deutsche Soldaten sitzen bei ihm und lauschen und schauen. So erzählen es heimgekehrte Künstler, die im feldgrauen Rock bei dem Meister ein- und ausgingen. Es ist eines der Bilder aus diesem großen Kriege, die festgehalten zu werden verdienen. Wo von flämischer Graphik die Rede ist, sollte nicht mehr die gequälte Erotik des Halbkünstlers Rops, sondern sollten die vergeistigten Phantasien des zarten Lyrikers James Ensor in der Vorstellung auftauchen.



James Ensor: Landschaft mit Kirche.



Die flämische Volkshymne. Mit einer Umrandung von E. Vital Schmidt.

VOLKSLIED UND TONKUNST IN FLANDERN.

VON PROFESSOR DR. HERMANN FELIX WIRTH.

Die »flämische Bewegung« zeigt als charakteristisches Moment ihrer Entstehung ein starkes Zurückgreifen auf die völkischen Quellen, das ebenfalls schon im Keime auf die niederländische Zeit vor 1830 zurückgeht. Aber nicht aus sich hatte Nord-Niederland jenen Weg zur eigenen Art nach Jahrhunderten der Internationalisierung, der französischen Kultursklaverei zurückgefunden. Es war der Deutsche Hoffmann von Fallersleben, der seit 1821 in Holland die Schätze mittelniederländischer Literatur und des alten niederländischen Volksliedes zum ersten Male wieder zu Tage gefördert hatte und nun in lebhafte Beziehung zu den führenden literarischen flämischen Geistern trat: an erster Stelle zu Jan Frans Willems, dem »Vater der flämischen Bewegung«. Willems und sein geistiger Erbe und Mitarbeiter F. A. Snellaert veröffentlichten die ersten Sammlungen alter flämischer Volkslieder (1848 und 1852). Diesen Veröffentlichungen folgte im Jahre 1856 eine Sammlung der Volkslieder des französischen Flanderns durch Edmond de Coussemaker, den später so berühmt gewordenen Forscher der mittelalterlichen Musikgeschichte, der damit eine herrliche germanische Welt, welche sonst infolge der Ausrottungsbestrebungen der französischen Regierung spurlos zugrunde gegangen wäre, vom Untergang rettete. Es ist ein Zeichen der zähen völkischen Kraft des Flamentums, daß gerade in jenem der welschen Unterjochung am meisten ausgesetzten Gebiet ein solcher Schatz alter germanischer Volksliedkunst gehoben werden konnte, während in Nord-Niederland der Volksmund zum größten Schmerze Hoffmanns von Fallersleben schon lange verstummt war.



Der Meister der weiblichen Halbfiguren: Musizierende Damen. (Wien, Kollekt. Harrach.) Kunstverlag von Ad. Braun & Cie.

Eine Reihe trefflicher Männer hat sich seitdem um die Erforschung des flämischen Volksliedes, des flämischen Volkslebens, der flämischen Volksseele verdient gemacht, die in dem westflämischen Dichter Guido Gezelle so herrlich zu den höchsten Werten wiederauferstand. Das Denkmal des niederländischen Volksliedes errichtete der vor wenigen Jahren verstorbene Florimond van Duyse in seiner großen dreibändigen Sammlung »Het Oude Nederlandsche Lied«. Nicht gleich begabt, aber ernsthaft strebend als flämischer Komponist, vertonte er unter anderm Hoffmanns von Fallersleben schönes Lied »Vlaenderen boven al«:

»Ghi minen lust, myn smert,
Ghi licht mi diep int hert — —«

Auch darin war er ein würdiger Sohn und Erbe seines Vaters, des Dichters Prudens van Duyse, der das »Vlaemsch-Duitsch Zangverbond« ins Leben rief, einen Verband, der sich nicht nur künstlerische Aufgaben stellte, sondern auch im selben Maße politische Ziele erstrebte: die Zurückdrängung des stets wachsenden französischen Einflusses und die Annäherung Flanderns an Deutschland. Zu diesem Zwecke sollten die Sängerfeste abwechselnd in Flandern und in Deutschland stattfinden: das erste kam auch wirklich in Cöln (1848) zustande und hatte, wie das zweite, in Gent abgehaltene, einen glänzenden Verlauf. Dann machten die politischen Ereignisse des Jahres 1848 und der nachfolgenden Zeit der so hoffnungsvollen Gründung ein Ende. Den der flämischen Sprache verweigerten Zutritt zur Öffentlichkeit erzwangen sich aber die jungen flämischen Tondichter.

Im Jahre 1845 hatte Karel Miry, ebenfalls ein überzeugter und begeisterter Anhänger der germanischen Verbrüderung zwischen Flandern und Deutschland, den Kampfgesang der flämischen Bewegung geschaffen, den »Vlaamschen Leeuw«. Immer kräftiger regte sich der junge flämische Geist. Schon 1847 hatte der später als Musikgeschichtler und hervorragender Leiter des Brüsseler Konservatoriums weltberühmt gewordene F. A. Gevaert, aus Ostflandern gebürtig, als einer der Ersten einen flämischen Kantatentext komponiert und trat 1863 mit seiner großen Kantate »Jacob van Artevelde« auf den Plan.

Nicht aber Gevaert, den der Pariser Aufenthalt doch mehr oder weniger seinem Volke entfremdete, war es bestimmt, als Haupt der jungflämischen Tonkunst die Führung zu übernehmen, sondern dem Westflamen Peter Benoit, geboren 1834 in Harlebeke bei Kortrijk, Leiter des von ihm erkämpften Kgl. Flämischen Konservatoriums in Antwerpen (gestorben 1901). Mit seiner herrlichen Kantate »Lucifer« - 1865, nach einem Texte von Emanuel Hiel, stellte er sich gleich an die Spitze der flämischen Tonkünstler. Auch darin, daß er nach Erringung des Rompreises seine Schritte nach Deutschland lenkte, bekundete er, welchen Geistes er war: daß er, Flame, sich aus tiefster Seele als Germane fühlte. Von dieser Zeit an ist Benoit nicht nur als schöpferischer Tondichter, sondern ebenso rastlos und hingebend als Vorkämpfer in Wort und Schrift für die völkische Wiedergeburt der flämischen Tonkunst eingetreten. Nachdrücklich hat er auf die Volksliedkunst und den Volksgesang als die Grundlagen, die Wurzeln der nationalen Tonkunst hingewiesen. Benoits Schaffen hat dies in vollstem Umfange selbst bewahrheitet, und man muß eine Aufführung seiner Oratorien wie »De Schelde« oder »Vlaanderens Kunstroem« (der sogenannten »Rubenskantate«) in Flandern miterlebt haben, um an der elementaren Wirkung gewisser Chöre auf die Volksmenge beobachten zu können, wie diese bis zum letzten Mann und Weib mit- und hingerissen wurde. Wie Benoit selber war, ein breitschulteriger Recke, aus der flämischen Scholle wie eine Eiche herausgewachsen, so wurzelt seine Kunst in der heimatlichen Erde, breit und gewaltig in der melodischen Zeichnung, in der Linienführung, eine echt niederländische Raumkunst, die nur in der Volksaufführung im Rahmen der großen Plätze der flämischen Stadt unter dem Schutze und Trutze des Belfrieds zu höchster Wirkung gelangt. Wie eine tröstende Verheißung für Flanderns Zukunft erklang es mir, als ich zum ersten Male wieder Brügge im Kriegswinter 1914 betrat und der Belfried den Glockengesang aus der »Rubenskantate« in die Winde weit über das flämische Land warf:

»Dan mocht de beiaard spelen
van al uw torentransen — —«



Es ist nicht möglich, hier auf das Lebenswerk Benoits und sein Schaffen überhaupt nur annähernd einzugehen oder sogar das Schaffen der vielen anderen in Flandern wirkenden Tonsetzer zu streifen, von denen der von der deutschen Romantik beeinflußte Genter Hendrik Waelput (gest. 1885), besonders aber für die Gegenwart der begabte junge Antwerpener Liederkomponist Jos. van Hoof genannt werden können. Daß Benoits Werk in Deutschland bisher ziemlich unbekannt geblieben ist, dürfte wohl darauf zurückzuführen sein, daß der offizielle Antwerpener Benoitfonds seine Aufgabe nicht erfüllt hat. — Was ihm nicht mit Benoits Lebenswerk gelang, dank dem Widerstande des Benoitfonds, das hat das Haus Breitkopf & Härtel mit dem Lebenswerk Edgard Tinels (1854 bis 1912), des Nachfolgers Gevaerts am Brüsseler Konservatorium, vermocht: es in Deutschland bekannt zu machen. Dieser ostflämische Meister aus Sinay bei Antwerpen, als Tondichter von flämischen Kantaten, Oratorien, geistlichen und weltlichen Musikdramen ebenso fruchtbar wie Benoit (»Klokke Roeland« (Rompreis) 1877, »Godelieve«, »Katharina«, »St. Franciscus« u. a.), ragt nicht an die nationale Bedeutung Benoits heran. Sein Stil ist der des hochbegabten vornehmen akademischen Musikers im besten Sinne, der aber nie zur ausgeprägten Persönlichkeit gelangt und stets zwischen dem weltlich-musikdramatischen und dem geistlich-kirchlichen Oratorienstil hin und her schwankt. Sein weiteres Verdienst ist aber, nach Gevaert den Bachkultus in Flandern weiter durchgeführt zu haben. In demselben Jahre wie Tinel verschied auch der Schüler und Nachfolger Benoits am Antwerpener Konservatorium, Jan Blockx, der ebenfalls wie sein Lehrmeister in Deutschland studiert und sich besonders der noch völlig verwaisten flämischen Bühne zugewandt hatte. Mit seinen niederländischen Opern »Herbergprinses« und »De Bruid der Zee« machte er sich einen wohlverdienten Namen. Aber weder er noch der in Brüssel lebende hochbegabte Meister der modernen Instrumentation Paul Gilson (geboren 1865), von dessen Werken hier nur die symphonische Tondichtung »De Zee« und die Oper »Prinses Zonneschijn« erwähnt seien, hat die Nachlassenschaft Benoits übernehmen können. Dazu dürfte wohl der auch in Flandern selbst noch zu wenig beachtete Genter Meister Lieven Duvosel berufen sein, wie Benoit ein Kind seiner flämischen Scholle, einer, der, wenn er nicht als Musiker geboren, Maler geworden wäre: so lebt in der breiten melodischen Zeichnung, in der charakteristischen plastischen Rhythmik, in der herrlichen Orchesterfärbung die Schönheit seiner flämischen Heimat auf (»Leie-Zyklus«, eine flämische Heimatstondichtung). Ebensowenig wie Benoit hat der traditionell belgische Pariser Studienaufenthalt auch seinem flämischen Herzen schaden können. Daß diese urgesunde kräftige, erquickend schöne, echt germanische Kunst bald in Deutschland zu weiterer Bekanntheit gelangen durfte, ist das hohe Verdienst des deutschen Hauses Breitkopf & Härtel.

Möge es ein Wahrzeichen für die Zukunft werden, die Erfüllung desjenigen, was die ersten Vorkämpfer der flämischen Bewegung zu erreichen sich vergeblich bemüht haben.



Anton van Dyck: Die Madonna mit dem Kinde
und dem Stifterpaar. ⟨Paris, Louvre.⟩
Photographie-Verlag von F. Hanfstaengl.



Peter Paul Rubens: Rubens mit seiner Gattin Helene Fourment
und ihrem Erstgeborenen. ⟨Paris, Baron A. von Rothschild.⟩
Kunstverlag von Ad. Braun & Cie.



Tenier d. J.: Winterlandschaft. ⟨Wien, Kaiserliche Gemäldegalerie.⟩
Aufnahme von J. Löwy, Wien.

REGEN. AUS DEM BUCHE „PALLIETER“.

VON FELIX TIMMERMANS, ÜBERTRAGEN DURCH RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER.

Des andern Tags, nach einem feurigen Nachtgewitter, goß es in Strömen. Der Regen fiel ſchräg in langen, dichten Striemen und ſchlug erbittert auf den Grund; es war, als fielen Säbel auf die Erde. Die Ferne war mit blauen Nebeln verhängt, und immer neue Regengardinen wandelten gießend über das Land.

Pallieter ſaß, eine Pfeife rauchend, unter dem Wagenſchauer und hörte ſich den Regen an wie eine alte Geſchichte aus einem alten Buch. Das war eine angenehme Abwechſlung nach all der drückenden Backofenhitze; und eine neue, friſche Freudigkeit ſtieg aus dem Boden auf. Das Waſſer ſchlug mit rauhen Fäuſten auf das Dach, rollte in die Dachgoſſe, die all die Gewalt nicht ſchlucken konnte und überlief, platſchend und klatſchend, und grub Kuhlen in den Sand. Es plumpte auf die Eimer und klukte in den Tonnen; es rauſchte über die ſchmachtenden Bäume hin und machte auf dem Waſſer des Fluſſes eine raſſelnde Muſik.

Pallieter ſaß auf dem Brett der Schubkarre, ſah nach den Tropfen, die von den Dachpfannen bodenwärts leckten, dort wie Tanzpüppchen wieder in die Höhe ſchnellten und in kurzweiligen Bläschen zerplatzten.

Er ſah die blauen Fernen, den geſchwollenen Fluß, den naſſen Garten, aus dem der Regen den ſüßeſten Roſengeruch aufjagte, er ſah den blauen Pfeifenrauch durch den Regen hindurch ſeinen Weg ſuchen; und ein großes Gefühl innigen Wohlſeins ſtieg in ihm auf, ein Gefühl, das bis zur Neige ausgekoſtet werden mußte, weil es zu reich und zu ſchön war und er es ſo nicht hinunterſchlucken konnte. Er wollte den Regen fühlen bis in ſein Herz hinein.

Er ſprang in den Kahn, der verſchlafen und altersgrau dalag, ſtieß ab und wrickte*), aufrecht ſtehend, ſtromauf, daß der Gegenſtrom ſchäumend gegen den Vorderſteven platſchte. Er ſang:

»Es regnet, regnet Jungens,
Nun iſt es wieder friſch.
Ja! ruft man durch das Fenſter,
Daß Regen willkomm' iſt!«

In dem herrlichen Waſſergelärm war nirgend ein Menſch — ja doch, ein Fiſcher, verkrochen in ſeine lederne Joppe, beim Angeln. Er ſtand ſtill wie ein Pfahl und belauerte den roten Schwimmkork.

Schwalben hockten in Ketten auf dem Deich. Auf den Weiden wandelten die Kühe hin und wider; und ihr Leib ſtund ihnen in einer weißen Wolke Dampfes. Ein Kuhhirt ſang irgendwo unter einem Schlupfdach.

Für Pallieter war es ein Seelengenuß, ſo an den Regenſchnüren zu hangen; und er fuhr immer weiter in ſeiner Begeiſterung. Gott weiß, wohin!

Aber auf dem übernetheſchen Steinweg, der ſich hierherum bis an die Nethe ſchlängelt, hörte er ſich beim Namen rufen.

Und unter der braunen Haube eines Müllerwagens ſah er Franſoo, den Maler aus der Mühle, armſchwenkend ihm zurufen. Pallieter rief ihn heran; und durch den Platzregen kam der dicke Fent lachend angewatſchelt. Er ſtapfte in den Kahn und ſetzte ſich auf ein Bänkchen hin. Sie fuhren weiter.

»Der Regen macht mich toll«, jauchzte Pallieter.

»Mich voll«, ſagte Franſoo.

»Alleh dann, in die Fiſchkammer!« rief Pallieter; und Franſoo preßte ſich durch das Vierkant in die Kombüſe und ließ nur ſeinen roten, lachenden Bachuskopf oben herausſchaun.

Pallieter erzählte ihm, daß er beſtimmt am Einundzwanzigſten heirate.

Franſoo rief: »Da muß drauf getrunken werden, komm, wir fahren an ein Wirtshaus!«

»Nee,« ſprach Pallieter, »wenn wir nach Haus kommen.«

»Da ſetz ich ne Pfeife drauf«, rief Franſoo, und ſchon ſteckte eine Pfeife in ſeinem dicken Kopf. »Laß uns allemal wieder umkehren, ich krieg Durſt!« Sie wollten wieder umkehren; aber Franſoo rief: »Drüben, die Prozeſſion!«

Und wahrhaftig, in dem Klatſchregen kam die Prozeſſion, ſchwarz und traurig, mit offenen Regenſchirmen, angezuckelt. Sie war ſicher um mehr als die Hälfte zuſammengeſchmolzen, ging auseinandergeſpreizt, aufgelöſt wie eine Herde verirrter Schafe; weder Muſik noch Trommelſchlag, kein Prieſter vorneweg; und hinten ſchloſſen die zwei gelben Omnibuſſe und ein paar ſchwarze Kutſchen den Zug. In den letzteren ſaßen die Prieſter; und die Omnibuſſe waren zum Berſten vollgepfropft. Selbſt obendrauf, im vollen Regen, mit oder ohne Schirm, ſaß es noch voller Menſchen. Und Pallieter ſah ſeine dicke Magd Charlot, die Jubilarin, mit aufgehobenen Röcken, ſo daß er beinah bis ans Knie ihre feiſten ſäulenrechten Beine ſah, allein unter einem purpurfarbenen Sonnenſchirm daherlaufen. Er rief ſie an. Sie kam herbeigelaufen und lamentierte: »Och Meiſter, fahr ſchnell nach Haus und mach Kaffee, ich ſeh grün vor Hunger.«

»Komm, ſteig ein.«

»Nein!« rief ſie, »ich mach alles zu Fuß; ſchon ſieben Stunden im Regen, in ſo 'nem Hundewetter!« Und ſie kehrte zurück auf die Landſtraße und begab ſich zu den anderen Pilgrimen. Pallieter und Franſoo lachten, aber ſie fuhren doch zurück. Pallieter lauſchte auf den Regen; und Franſoo, der in einem fort rauchte, beſchaute zuweilen aus einem Augwinkel die blaue Landſchaft.

Zu Hauſe angekommen, kleideten ſie ſich um. Franſoo mahlte Kaffee, und Pallieter machte den Tiſch fertig unter dem Glasdach, um den Regen trommeln zu hören.

Gegen das Glas an, inwendig, hatte ein knorriger Rebſtock ſich in die Höhe gemüht und breitete nun den Überfluß von Laub und Früchten aus.

*) »wricken« iſt eine Ruderbewegung, bei der ein einziger Riemen im Stern des Nachens ſtehend hin und her bewegt wird.

Ah! Eine Laſt von über hundert purpurnen Weintrauben, mit Beeren, groß wie Taubeneier. Hei, was für ein Stock!

Er war der Prunk von Pallieters Haus, das ſchönſte ſeiner Hausgeräte. Noch ein paar Tag, und er durfte ſie in ſeinen lüſternen Mund preſſen. Oh, welch ein Genuß bereitete ſich da vor: der Wein, der das Herz des Menſchen ſtärkt und die Seele fröhlich macht.

Der angenehme Kaffeeduft füllte die Kammer, und als ungefähr alles klar ſtand, Holländer Käs, Eierkuchen und Apfelſpeiſe, kam Charlot triefend wie ein Sieb und ächzend herein.

Sie ließ ſich auf einen Stuhl fallen und begann ein Gejammer um ihr ſchönes Kleid, das nun verdorben war und gut, um Lubas, den Hund, drauf ſchlafen zu laſſen.

»Schweig,« ſagte Pallieter, »wie war die Reiſ'?«

»Was für'n Regen, was für'n Regen,« ging es weiter, »die meiſten bleibe, bis er über iſt, die Muſik hat nit wolle mit zurückkomme, ſie iſt mit dem Zug abgefahre. Da haben Weiber gefochte, um in dem Omnibus zu ſitze. Ach, meine Kleider ſind wie Blei; ſieben Stunden in dem Regen, he je je jeh!«

Sie ging ſich umkleiden und kam zurück in ihren Werktagskleidern.

»Laß eins ſehn, was du mitgebracht haſt«, ſagte Pallieter.

Sie holte ihr Eimerchen, knöpfte das naſſe Sacktuch davon los und holte, in einem fort ſchwätzend, eine Glaskugel heraus, darin ein Bildchen von U. L. Fraue war.

»Sieh eins, wie ſchön,« rief ſie, »es ſchneit!« Sie drehte die Kugel um, ſchüttelte, und da fielen und wimmelten in der Kugel allmiteins kleine weiße Bröſelchen rund um das Bildchen.

»Das iſt Schnee, jawoll,« ſagte Pallieter.

»Nicht ſchimpfen!« drohte Charlot, »oder ich ſteck alles weg! Und ſieh hier, Herr Franſoo, ſieh hier, Meiſter!« Und ſie holte aus einer Pappſchachtel einen blanken Meſſingkram. Es war ein Muttergötteſche, das wagerecht quer über einer Schelle lag. Charlot drückte mit dem Daumen auf das Antlitz des Bildchens, daß es die Füße in die Luft ſtreckte. Dann in eins ließ ſie es los, und es ſchlug heftig gegen die Glocke, daß es bimmelte wie in einer Kirche.

»Das iſt, um auf den Tiſch zu ſetze, und wenn Ihr mich nötig habt, ſchellt Ihr nur.«

»Und«, ſagte Pallieter, »dann wirſt du denken, daß Unſer Liebfraue dich ruft.«

»Schweigt,« rief ſie, »hier is 'ne Liebfraue, die ſieht man im Dunkeln. Komm, ſieh nur.« Und ſie ſtellte ein gipſernes Marienbildchen in den Schrank, machte die Tür feſt zu und ſagte, ſie ſollten durchs Schlüſſelloch ſchauen.

Pallieter ſchaute, Franſoo ſchaute, und in der Tat, in der pechſchwarzen Schrankfinſternis glühte grünlich das mit Phosphor beſtrichene Bild.

»Schön, he?« rief Charlot, »um bang zu werde, weißt'!«

»Ja,« ſagte Pallieter, »wenn der Menſch nicht mehr mit 'ner Puppe ſpielen kann, dann ſpielt er mit Unſer Lieben Frau.«

Und ſchau, eins, zwei, drei kratzte Charlot alles vom Tiſch weg und trug es entrüſtet auf ihre Kammer. Sie rief: »Nun kriegt Ihr nix, und ich laß nix mehr ſehn.«

Pallieter und Franſoo gingen Kaffee trinken; danach ſetzte Charlot ſich ſchweigend und bös neben ſie; aber unterm Eſſen kam ihr nach und nach die gute Laune wieder, und ſie fing an über Marieke zu ſchwätzen.

Mariekes Bild ſetzte Pallieters Haupt in Glut; er ließ die Tafel abräumen und Wein auftragen, um auf ihre Geſundheit zu trinken.

Unter den Trauben, die dermaleinſt Wein werden ſollten, tranken ſie das dunkelrote Naß aus großen kriſtallenen Kelchen, die ſangen, wenn man nur eben ein wenig dagegenſtieß.

Franſoo kam der gute Wein zupaß. Er ließ ſein Glas weder leer noch voll; es ging in ihn ein wie Waſſer. Charlot trank ſüßen weißen Wein und hatte eine Flaſche für ſich allein. Pallieter blieb nicht hinter Franſoo zurück; die zwei ſtießen an und tranken unter Geſprächen über Marieke und dem Rauchen einer großen Zigarre wohl vierthalb Flaſchen leer, bis ihnen die Augen ſtier im Kopfe ſtunden und ſie ihre Worte zuſammenſuchen mußten. Charlot ging Beſorgungen machen; und die zwei leerten jeder noch eine Flaſche alten ſchwarzen Wein.

Es begann zu dämmern; und Pallieter ſprach: »Komm, wir gehn es dem Paſtor auch ſagen.« Mit ſuchenden, unfeſten Schritten ſtapften ſie hintereinander durch die Regenpfützen; und beide lachten, ohne zu wiſſen, worüber. Sie fanden den Paſtor noch in ſeinem Kakteenhaus, wo er zwiſchen den Pflanzen hantierte.

Dem Paſtor ward das Datum kundgetan, und er holte drei Flaſchen »hinterm Paſtorsfäßchen« herauf. Die Kerzen wurden angezündet, und der Paſtor wollte auf ſeinem Cello Beethoven ſpielen, fand aber wenig Anklang: Pallieter und Franſoo ſaßen ſtocktrunken dabei und tranken in einem fort weiter. Franſoo ſaß und lachte, ohne Aufhören. Und nun rief er: »Jetzt gehn wir nach meiner Mühle noch ein Fläſchche trinke, komm, Pallieter; komm, Paſtor!«

Aber der Paſtor mußte noch brevieren und ging nicht mit; und Pallieter und Franſoo zogen zu zweit über den Begijnenhof, holpernd und ſtolpernd nach rechts und links. Pallieter fiel in eine Scheibe; und das gab ein laut Geklirr von brechendem Glas in der Nachtſtille.

Sie ſetzten über. — Arm in Arm, ſingend, daß es ſchallte, wackelten ſie durch den Regen fort, der in immer gleichem Fall das Land begoß. . . . Und als Pallieter morgens in Franſoos Mühle wach wurde und die neblichten, naſſen Fernen ſah, rief er: »O Erde, mit deinen tauſend Brüſten, wann wirſt du mich erſättigen? Niemals, nie!«



Walter Tiemann: Am Kanal.



Eugen Kampf: Dünenlandschaft.

FLÄMISCHE VOLKSKUNDE. / VON ANTOON THIRY.

Eine große Überraſchung war es für Deutſchland während dieſes Krieges, die Bekanntſchaft des alten flämiſchen Landes zu machen. Vorher hatte man Belgien mit Brüſſel gleichgeſetzt und in Brüſſel die Verkörperung Belgiens geſehen, und nur wenige wußten, was da in den kleinen Städten, auf dem Lande, in dem eigentlichen Volke lebte und webte. Wie eine Offenbarung wirkte auf alle, die hierher kamen, das heutige Flandern mit ſeiner blühenden Literatur, ſeinen Maler- und Muſikerſchulen. Beſonders die Literatur erregte in hohem Maße die Aufmerkſamkeit; die Namen Gezelles, Streuvels, Vermeylens, De Clercqs wurden bekannt, und allerorten arbeitet man jetzt fleißig an Überſetzungen, die die ungeahnten Schätze volkstümlicher, urflämiſcher Dichtung dem deutſchen Publikum zuführen und ihnen in immer weiteren Kreiſen Freunde erwerben ſollen.

Jedoch allmählich verſchwindet jenes Erſtaunen, wenn man mit dem flämiſchen Volke ſelber in Berührung kommt, ſeine Arbeiten beobachtet und Sitten und Gebräuche näher betrachtet. Stark realiſtiſch, mit einem Hange zum Myſtizismus, iſt es auch in ſeinen Lebensäußerungen ſehr bilderreich, und ſeine Sprache, ſogar in den roheſten Mundarten, über alle Maßen maleriſch. Es liebt ſehr die Farbe und Bewegung, und in ſeinen Feſten tritt dieſer Hang am ſtärkſten in Erſcheinung: Ein Thyl Uylenſpiegel wäre in dieſem Lande, in unſeren Tagen, noch ebenſogut möglich wie im ſechzehnten Jahrhundert und früher, und jeder flämiſche Künſtler hat irgendeine Gemeinſchaft mit dem berühmten Helden des Charles De Coſter. Wie man einen Künſtler nur aus ſeinen Werken kennen lernen kann, als unmittelbarer Verſinnlichung ſeines Weſens, ſo kann man ein Volk als Ganzes erſt dann erfaſſen, wenn man ergründet, wie es ſeine Gefühle zum Ausdruck bringt, und die tauſendfältige Rührung ſeiner Seele zu verſinnlichen weiß. Es liebt, haßt, fürchtet, kennt Leid und Freude des menſchlichen Daſeins, aber dieſe ſeeliſchen Erſcheinungen haben für ein Volk an ſich keinen Wert, und es fühlt ſich getrieben, dies alles in äußerlichen Formen zu verſinnlichen. Wie dies geſchieht, iſt bei jedem Volk verſchieden, und dies lehrt uns die Volkskunde.

Frans van Leemputten: Markttag im April. ⟨Photographie-Verlag von E. A. Seemann, Leipzig.⟩

Außergewöhnlich reich iſt die Volkskunde des flämiſchen Volkes. Zahlreiche Zeitſchriften widmeten vor dem Kriege ihre beſten Kräfte dieſer Aufgabe, und groß iſt der ſo zuſammengetragene Stoff. Beſonders wichtig iſt alles, was der ergraute Volksſchullehrer aus Denderleeuw, Alfons de Cock, uns mit ſeiner ſtattlichen Schar Mitarbeiter auf dieſem Gebiete beſchert hat, in ſeiner Monatsſchrift »Volkskunde«.

Dort lernen wir das eigentliche Volk kennen, ſinnlich und gottesfürchtig, jene beiden Äußerſten der menſchlichen Natur in den ſchroffſten Formen umfaſſend, bald bedrängt von dem einen, bald von dem anderen, und wie es dazwiſchen zu lavieren weiß, beide zu ihrem Rechte gelangen laſſend, damit es des Friedens des Herzens teilhaft werde.

Ergreifend ſind beſonders die feierlichen Handlungen, die von dem Volke bei einem Sterbefall vorgenommen werden. Sobald der Sterbende den letzten Atem ausgehaucht hat, wird der Tote gewaſchen und ſäuberlich angezogen, und an das Bett ſtellt man ein Kreuz zwiſchen zwei brennende Kerzen. Die Fenſterläden werden geſchloſſen, die Fenſter halb offen gelaſſen, um den Geiſt des Verſtorbenen hinauszulaſſen. Dies alles geſchieht in einer Totenſtille, denn die ſonſt ſo lebensfrohen Menſchen ſind nun plötzlich ſtillſchweigend geworden, dem Myſterium gegenüber. Vor das Sterbehaus legt man ein Kreuz aus Stroh. Solange ſich der Leichnam über der Erde befindet, kommen die Nachbarn abends in dem Sterbehaus zuſammen, um daſelbſt zu beten. Auch nachts halten zwei Nachbarn bei dem Leichnam Wache.

Wird der Tote eingeſargt, ſo legt man neben ihn das unentbehrliche Gerät oder Handwerkszeug, deſſen er ſich im Leben bedient hat. Am Abend vor dem Begräbnis redet der Bauer die Pferde, die den Leichnam zur Kirche fahren ſollen, an und ſegnet ſie mit Weihwaſſer: »Morgen ſollt ihr einen Toten fahren.«

Auf einem Bauernwagen mit weißer Plane wird die Kiſte zur Kirche übergeführt; der Fahrer ſitzt rittlings auf einem der Pferde, und unterwegs hält man, um an den kleinen Kapellen oder Kreuzwegen ein Strohkreuzlein niederzulegen. Auf den Wagen ſetzen ſich drei bis vier Nachbarsfrauen, das weitere Volk geht hinterher, die Bäuerinnen in Kapuzmänteln von ſchwarzem Tuche, die Kapuze über den Kopf gezogen. Auf einem Umweg kehrt das Leichenbegängnis nach dem Begräbnis wieder nach Hauſe zurück. In einem herrlichen Gedicht aus dem Band »Kerkhofblommen« ⟨Kirchhofblumen⟩ beſchreibt Guido Gezelle die letzte Fahrt eines ſeiner Schüler nach den alten flämiſchen Sitten. Der Eingang des Gedichtes ſchildert uns einen ſolchen Zug in ergreifender Weiſe:

Traagzaam trekt de witte wagen	Träge zieht der weiße Wagen
door de stille straten toen,	durch die ſtillen Straßen hin,
en 't is weenen en 't is klagen	und nur Weinen und nur Klagen
dat ze bin' de wyte doen!	tönet in der Plane drin.
Stap voor stap zoo gaan de peerden	Schritt vor Schritt, ſo gehn die Pferde
traagzaam, treurig, stille en stom,	träge, traurig, ſtille und ſtumm,
en zy kyken, of 't hun deerde,	und ſie ſchau'n, gleich Leidbeſchwerte
dikwyls naar hun Meester om.	oft nach ihrem Meiſter um.

In Brabant wird der Leichnam meiſtens von den Nachbarn getragen: Verheiratete von Männern, eine »junge Leiche« von Jünglingen oder Jungfrauen, Kinder von Kindern des gleichen Geſchlechtes.

Nach der Beerdigung wird eine feierliche Totenmeſſe geleſen: die Hinfahrtsmeſſe. Ein Trauermahl wird danach in dem Sterbehaus für Blutsverwandte veranſtaltet, und die Nachbarn erhalten in einem der Dorfwirtshäuſer eine Tonne »Hinfahrtsbier« zum Austrinken. Nach den Tagen der Enthaltſamkeit folgt die Entſpannung, und das Trauermahl wird ein Kirmesmahl. Bei der Hinfahrt einer »jungen Leiche« bleibt das Volk den ganzen Tag in der Wirtſchaft, trinkt und tanzt dort, und die Hinfahrt wird eine Sauffahrt, wie das flämiſche Sprichwort beſagt.

Anlaß zu feſtlichen Veranſtaltungen bieten die vielen Heiligentage des Kirchenjahres, und das Volk weiß dieſe wohl auszukoſten.

Jeder Monat hat ſeine Feier- und Feſttage. Am Tage des St. Eligius ⟨Sint Elooi⟩ im Dezember gehen überall auf dem Lande die Schmiede, Fuhrleute und Pferdezüchter am Morgen zur »Looi«-Meſſe und verbringen den weiteren Tag feſtlich im Hauſe des Schmiedes, wo ſie alsdann ihre Rechnung begleichen. In vielen Gemeinden der beiden Flandern ſind die Kirchen dieſem heiligen Schmiede geweiht. Dort gibt es dann auch die Pferdeaufzüge und -umgänge. Der Prieſter ſegnet die Pferde, ein dreieckiges Wallfahrtsfähnlein wird an dem Kopfe des Tieres angebracht, und im Aufzuge wird dann dreimal im Schritt um die Kirche geritten. In Brabant werden die Pferdeumgänge im Frühjahr abgehalten, und weit bekannt und ſtark beſucht ſind diejenigen von Werchter und Hakendover. Weihnachten ⟨Kerſtmis⟩ wird faſt nicht gefeiert, es ſei denn, daß man die in den Kirchen ausgeſtellten Krippen beſucht. Eigenartig iſt der Drei-Könige-Tag, der früher mehr als heute in Ehre gehalten wurde: man ſpielte »Königlein« ⟨Coningsken⟩ in jedem Hauſe, trank warmen Genever, aß Waffeln und ſang bis ſpät in die Nacht hinein. Jordaens malte uns ein ſolches Feſt in ſeinem »Der König trinkt«. Faſtnacht bietet auch willkommenen Anlaß zu Luſtbarkeiten, beſonders in Brabant. In der Oſterwoche, wenn die Kirchenglocken — dem Kinderglauben zufolge — nach Rom ziehen, um Eier zu holen, werden Kerzen und Palmzweiglein geweiht, die den Bauernhof wider »das Übel« beſchützen ſollen. Eigentümlich iſt der Umgang, der am zweiten Oſtertage zu Lembeke abgehalten wird und »de zatte Processie« ⟨die beſoffene Prozeſſion⟩ genannt wird: Fuß- und Pferdevolk, alles im Soldatenkleide, beteiligt ſich daran, und in Anbetracht deſſen, daß der Umgang ſich über ſieben Gemeinden erſtreckt und überall getrunken wird, iſt man bei der Rückkehr oft ziemlich angeheitert. Im Monat Mai pflanzt der Jüngling einen Maien vor das Haus ſeiner Geliebten und gehen die Kinder »den Maien« ſingen, um ein Ei oder etwas Geld zu erhalten. Die Pfingſttage ſind die auserwählten Tage, um zur Wallfahrt zu gehen: zu Fuß zieht man nach Halle oder Scherpenheuvel, macht ſich abends ſtets betend, auf, um gegen den Morgen an Ort und Stelle zu ſein, und kehrt dann mit Fähnchen und Heiligenbildchen, oft von Muſikanten begleitet, im Laufe des Nachmittags ſingend und Kurzweil treibend nach Hauſe zurück. In den meiſten Dörfern werden auch noch »St. Pietersvuren« ⟨Sankt-Peter-Feuer⟩ angezündet, um welche die Dorfjugend abends herumtanzt.

Es würde ins Uferloſe führen, wenn man auf Einzelheiten eingehen und alle die Eigenheiten der flämiſchen Kirmeſſen mit ihrem bunten Schaugepränge und feſtlichen Klange erwähnen wollte. Das aber haben ſie überall gemein, daß ſie einen willkommenen Anlaß bilden, ordentlich zu ſchmauſen und zuſammen, gemütlich vereint um den Tiſch, ſich zu beluſtigen, zu ſingen und Scherze zu erzählen. Der Flame hat nun einmal das Bedürfnis, ſeine Lebensluſt zu betätigen, und Uylenſpiegel bleibt trotz allem ein engverwandtes und geliebtes Familienmitglied.

DAS ANTWERPENER PUPPENSPIEL (DER POESJENELLEN-KELLER).

VON JOH. SIEDENBURG, BLARICUM (HOLLAND).

In dem lärmenden Schifferviertel, dem malerischsten Teile der prächtigen Stadt an der Schelde, liegt der »Poesjenellenkeller«. Im Herzen der »Sinjorenstadt«, die keiner besser kennt und geschildert hat als der flämische Dichter Lode Baekelmans, liegt auf dem »Blutberg« in der pittoresken Reepengasse, neben dem finster auf die Volksphantasie wirkenden Schlacht- oder Bluthaus, das echte flämische Marionettentheater: der Poesjenellenkeller, im Volksmunde »De Poesje« genannt.

Diese »Kunst«anstalt, denn das ist sie, stammt sehr wahrscheinlich aus spanischer Zeit (Poesjenel ist eine Entstellung von Polichinel), und von allen Puppenspielen in Flandern ist das Antwerpener Marionettentheater am besten erhalten und das einzige noch wirklich lebende.

Der flämische Bühnenkenner Ary Delen nennt denn auch »De Poesje« die einzige dramatische Kunstäußerung, die keine Handbreit gewichen ist von den Traditionen des flämischen, insbesondere des Antwerpener Volkes, das stets ein besonders starkes Bedürfnis nach jeder Art Schauspielen gezeigt hat. Die Bühne, Drama wie Posse, bildete von jeher sein größtes Vergnügen, und es ist kaum anders möglich, als daß ein Volk, das keinen Anspruch auf Verfeinerung oder Bildung erhebt — die Bürgerschaft und höheren Kreise natürlich ausgenommen — sich angezogen fühlt durch eine Einrichtung, die seinem Charakter und seinem Empfinden am meisten treu geblieben ist, und die sein eigener Instinkt ihn lieben heißt.

Einige der bekanntesten Puppentypen. In der Mitte: De Neus.

Der Herr Direktor.

Dieses Volk der »Eulenspiegel« und »Lamme Goedzaken« liebt den brutalen, derben Mut und unerschrockene Heldenkraft, vermischt mit abwechselnd naiver Sentimentalität und rohem, ungebildetem und fröhlichem Scherz. Und darin ist »De Poesje« niemals zurückgeblieben. Allen wütenden Angriffen, denen alle Überbleibsel des einst so stilvollen Antwerpen ausgesetzt waren, zum Trotz fuhr »De Poesje« fort, das Volk, das ihn so nötig brauchte, mit seinen ebenso tollen wie platten Späßen zu amüsieren, mit seinen sentimentalen, aber kindlich-ehrlichen, ungeschminkten flämischen Geschichten zu rühren.

Der Spielplan enthält eine unendliche Anzahl Stücke aller Art, Bearbeitungen mittelalterlicher Ritterromane, wie »Urson und Valentin«, »Die Heilige Genoveva von Brabant«, »Die Vier Haimonskinder«, »Aladin«, »Jan Unverzagt«, »Fortunatus«, »Malegys und Vivian«, »Jan Stout en Boerekwist«, »Johann von Paris« usw.

Von diesen Stücken existiert kein Manuskript. Sie leben fort im Gedächtnis der Spieler, die von Vater auf Sohn, erblich belastet mit echtem dramatischen Gefühl, sich von der eigenen Wohlredenheit fortreißen lassen. Improvisierend machen sie die meist schon verwickelte Handlung noch verwickelter, so daß die Vorführung einiger Stücke nicht in einer Vorstellung zu Ende geführt werden kann, sondern oft drei bis vier Abende dafür nötig sind. Man bricht dann mitten in einem höchst spannenden Teil ab, z. B. im Augenblick, wo die reine Jungfrau das blutige Schwert des Verräters auf ihr schuldloses Herz gezuckt sieht, und mit der einfachen Mitteilung an das Publikum: »Morgen abend Fortsetzung« fällt der Vorhang.

Auch aus den Werken von Hendrik Conscience, wie »Simon Turchi« und »Der Löwe von Flandern«, hat man Stücke gezogen, die immer noch mit Erfolg aufgeführt werden. So bearbeitete der Antwerpener Bühnendichter G. Delattin, eine Art Hans Sachs, der auch neben der dramatischen Kunst das Gewerbe eines Schuhmachers ausübt, für das Puppenspiel Consciences »Wunderjahr«.

Delattin erfuhr aber bei der Einreichung seines Manuskriptes zu seinem Entsetzen, daß der damalige Direktor und erste Kraft der erlauchten Gesellschaft Analphabet war, was jedoch nicht verhinderte, daß er die schwierigste Arbeit leistete und wenigstens vier Rollen für seine Rechnung nahm. — Die übrigen Darsteller, die sich nicht nur abends auf der Poesjenellenbühne in höheren Sphären bewegen, sondern auch am Tage dem nützlichen und ehrsamen Gewerbe eines Kaminfegers nachgehen, sind geborene Bühnenkünstler. Ihr Wort lebt und ist dramatisch. Merkwürdig ist auch die Bewegung, die sie mit Hilfe zweier Eisenstangen in die primitiven Holzpuppen zu bringen wissen und in wirklich bewunderungswürdiger Weise verstehen sie durch Abwechslung in Sprache und Tempo die Charaktere ihrer Helden auszudrücken.

Einige der ältesten Puppenköpfe.

Von den vielen Puppen haben einige einen unveränderten und unveränderlichen Charakter. Die Nas, der Schäl, der Prahlhans, der Stümper kommen so ungefähr in allen Stücken vor, in welchem Zeitalter sie auch spielen mögen. Es sind in Lumpen gesteckte Karikaturen, deren Köpfe tüchtig mitgenommen sind durch die gewaltigen Keulenhiebe, die unvermeidlich in jedem Drama und Lustspiel ausgeteilt werden.

Jene Karikaturen sind es, die die lustige Note und die Personifizierung des »Sinjorentums« liefern, das den Keller besucht und hier mit den Vorführungen mitlebt und ein offenes Ohr für die malerische Sprache hat, die dort von Königen, Fürstinnen, Riesen und Zauberern gebraucht wird, das kernige Platt-Antwerpensch, das so grundverschieden ist von der Sprache der anderen flämischen Städte.

Aber nicht nur die Bootsleute und die Burschen und Mägde aus dem Schifferviertel haben am Poesjenellenkeller gehangen, sondern auch flämische Künstler wie Max Rooses und Pol de Mont.

Und noch immer lebt der Antwerpener »Poesje«, Quelle der Freude für Liebhaber eines gesunden Humors, ein fruchtbares Feld für Sittengeschichtschreiber und Volksforscher, noch immer spielen die braven Kaminfeger ihre uralten Stücke, und aus dem meist brechendvollen Keller klingt durch die Abendstille des jetzt ausgestorbenen Schifferviertels Jan Breydels Kampfruf: »Flandern dem Löwen! Freund und Schild! Was welsch ist, falsch ist! Schlag tot!«



Das Publikum.

DIE FLÄMISCHE LITERATUR. / VON DR. PHILIPP FUNK.

Die niederländiſche Literatur im belgiſchen Staate fand bisher keine günſtigen Verhältniſſe. Das von 1830 an künſtlich geſchürte belgiſche »Nationalgefühl« bedingte die völlige unumſchränkte Geltung des Franzöſiſchen auf allen Gebieten des öffentlichen, auch des geiſtigen Lebens. Die Bildung der Jugend geſchah aus Brunnen, die in Paris entſprangen.

Die flandriſchen Gebiete ſanken, noch mehr als bisher, in Armut und Unbildung hinab. Zu einem Neuerwachen des flämiſchen Bewuſtſeins in dem Sinne bloßen Feſthaltens an Geiſt und Form der früheren Nationalkultur — gar nicht zu denken an den Willen zu einem politiſchen Eigenleben — fehlte auch die notdürftigſte wirtſchaftliche Vorausſetzung. Der Geiſt, der über die toten Gefilde ſchließlich dennoch Leben weckend hinfuhr, kam von auswärts, von Oſten. Ein Hauch des romantiſchen Bedürfniſſes zur Selbſtbeſinnung auf die große eigene Volksvergangenheit kam von Deutſchland herüber und fand, da er eine weſentlich germaniſche Lebensregung war, in unzerſtörbaren Anlagen des germaniſchen Gemüts auch beim abgeſchnürten ſüdniederländiſchen Bruderſtamm Organe, die ihn aufnahmen und weitertrugen. — So iſt es nicht zuviel, wenn wir ſagen, daß Flanderns Erwachen zunächſt von deutſcher Romantik angeregt und in der Studierſtube flämiſcher Gelehrter vorbereitet ward. Aus den Manuſkripten der Bibliotheken ſtieg Flanderns große literariſche Vergangenheit; die Ausgaben und Forſchungen von Jan Frans Willems und ſeinem Kreis förderten die vergrabenen Schätze der altflämiſchen Literatur ans Tageslicht. Einem überraſcht aufhorchenden, zwiſchen gedrückter Zaghaftigkeit und heimlichem Stolz hin und her ſchwankenden Geſchlecht gaben ſie zunächſt das Sprachbewußtſein und damit das Stammesbewußtſein wieder.

Was für eine farbenprächtige, ſonnedurchflutete, lebenſprühende Welt in den Maerlantſchen Schriften! — Selbſt die abſtrakte Weisheit der ſcholaſtiſchen Wiſſenſchaft gewinnt hier Blut und Geſtalt: des gelehrten Magiſters Vincentius van Beauvais Enzyklopädie, die das ganze Bildungsweſen des weſtlichen Mittelalters formte und beſtimmte, wird bei Maerlant zum anſchaulichen »Spiegel hiſtoriael« und zu »der Naturen Bloeme«. Die theologiſche Spekulation und aſzetiſche Frömmigkeit des Mittelalters wird in Schweſter Hadewich zum trunkenen Minneſang und bei Meiſter Jan von Ruisbroeck zur bedächtig weiſen Seelenzucht in aller flämiſchen Vollblütigkeit und Genußfreude. In Reynaart de Vos vollends erreicht die Freude am Beobachten des Tatſächlichen und ſcharfer Charakteriſierung des Individuellen wie des Typiſchen ihren Höhepunkt: eine oft unheimlich überlegene Verbindung von gütigem Humor, der alles in der Welt bejaht, und von ſarkaſtiſcher Kritik, die das geſamte Daſein als eitel und verderbt verneint; ein fein ausgeglichenes Gegenſpiel von optimiſtiſcher und peſſimiſtiſcher Weltweisheit.

Im Volkslied, das uns Willems faſt reicher und ſchöner als unſer hochdeutſches wiedergab, lebt die ſpielende Kraft des niederdeutſchen Sprachgeiſtes in engem Bunde mit der von jauchzender Sinnenfreude zu dumpfer Melancholie und Sentimentalität hin und her pendelnden Gemütsſeligkeit.

Mit der großen Vergangenheit haben die flämiſchen Propheten ihr Volk aufgerichtet. Niemand, der heute als Kind oder gar ſpäter Hendrik Conſciences »Löwen von Flandern« lieſt, kann ermeſſen, welchen Stoß dieſer hiſtoriſche Roman, der 1839 erſtmals erſchien, dem flämiſchen Volke gab. Uns mögen die literariſchen Mittel zu ſchlicht, die Pſychologie zu naiv, die Charakteriſtik zu ſchemenhaft ſein — für die Flamen von Conſciences Zeit glühte in dem Buch ein ſtarker Wille zur Wiedereroberung des flandriſchen Eigendaſeins. — Mit Conſcience hatte das flämiſche Literaturſchaffen den erſten Schritt getan, von der bloß wiſſenſchaftlichen Anregung des Sprach- und Stammesbewußtſeins zur ſchriftſtelleriſchen Tat, getragen vom nationalen Gefühl. Wenn demgegenüber die künſtleriſchen Qualitäten nach ſtrengem Maßſtabe noch wenig entwickelt ſind, ſo tut das der Bedeutung Conſciences keinen Abtrag.

Das formelle Können bildet ſich bei einer jungen Literatur Stufe um Stufe, um ſo ſicherer, wenn ein ſtarker einheitlicher Geiſt es trägt. Gute Talente bereiten den Weg, bis eines Tages das Genie daherbrauſt. Schon unter Conſciences Zeitgenoſſen ſchritt die Entwicklung des Formalen und Künſtleriſchen fort. Der Brüſſeler J. N. Dautzenberg hatte ſich in deutſcher Schule überraſchende Formſicherheit und verfeinerten Geſchmack erworben. Der Antwerpener Idylliker Jan van Beers ſchuf um dieſelbe Zeit unter einem weiten Bildungshorizont. Von der Kraft und Urſprünglichkeit des Volksliedes lernte Theodor van Ryswijk, deſſen Lieder die unterdeſſen ſchon erreichte ſtarke Verfeſtigung des nationalen Bewußtſeins beweiſen. Im Jahre 1846 erſchien Ledegancks »Sang von den drei Schweſterſtädten«, ein uns vielleicht rhetoriſch anmutender, aber doch bedeutſamer Verſuch, einem erhebenden Stoff künſtleriſche Form zu geben. Auf beachtenswerter Höhe der Bildung und der Formbeherrſchung ſteht das reiche Schaffen von Prudens van Duyſe, deſſen geiſtige Geſtalt an unſeren Mörike erinnert. Was nützt es, viele Namen zu nennen. Wer ſich zu Wanderungen durch die flämiſche Literatur einladen läßt, wird hier und dort eine Au oder einen Ausſichtshügel finden, der ihn beſonders anzieht. Über alle aber, niedrige und höhere, ragt vorläufig ein Gipfel hinweg, der höchſte, den Flanderns dichteriſches Schaffen bisher erreicht hat: Guido Gezelle.

Entſproſſen dem ehrwürdigen Brügge, nach einer Jugend, verträumt und ſanft verglüht im Schatten des Heiligtums, iſt dieſer ganz urſprünglich künſtleriſch veranlagte Prieſter ſchon als Menſch reich und ſtark genug, um jeden, der ſeinem Schaffen näher tritt, zu feſſeln. Eine genial-kindliche Natur, ſenkte er die Wurzeln ſeiner Seele tief in die äußere und innere Welt, deren geheimnisvolle Einheit er ſchaute, empfand und mit ſchöpferiſcher Bildkraft künſtleriſch ausdrückte. So viel Temperament auf der einen, Maß und Gehaltenheit auf der anderen Seite findet ſich ſelten in einem Menſchen. Der Geiſt bändigt das Empfinden und bildet das Geſchaute mit Straffheit und Strenge zur formvollendeten Geſtalt. Und trotz aller Kunſt iſt bei Gezelle nichts von Literatur, ſondern lauter friſcher Sang, der mit natürlicher Leichtigkeit hervorquillt, gewachſen und geworden, nicht gemacht. »Gedichten, Gezangen, Gebeden« heißt ſein erſtes großes Werk — der Titel würde auf das geſamte Schaffen ſeines Lebens paſſen. All ſein Dichten wird zum Gebet, zur kindlichen und doch reifen Hingabe an das Höchſte und Ganze, das er in allem ſpürt und ſieht. Man wird nicht fehlgehen, wenn man vermutet, daß der Mangel an äußerem Erfolg, das dauernde Verbanntſein auf eine karge, ungeehrte Stelle den Menſchen wie ſein Schaffen zur edlen Reife geklärt hat. Im einſamen Umgang mit der Natur und im ſtillen Beobachten des Gezeitenwechſels der Menſchenſeele wurde Gezelle tief, voll verhaltener Glut, ein Seher.

Gezelle gehört der Weltliteratur an. Aber zuvorderſt hat ihn ſein Volk, deſſen nationaler Dichter er ſchon durch ſeinen Sang auf die Güldenſporenſchlacht geworden wäre. Aber weit über die künſtleriſche Behandlung nationalen Stoffes und die dadurch erreichte Vertiefung des flämiſchen Volksbewußtſeins hinaus bedeutet ſein Werk eine Flut von Segen und Befruchtung für das Flamentum: er iſt der Klaſſiker des Weſtflämiſchen, das durch ihn mit ſeiner bildhaften Schönheit und Kraft erfriſchend und belebend in das Bett der niederländiſchen Literatur einſtrömte. Und nicht bloß als Schöpfer, Gezelle iſt auch durch ſeinen weckenden Einfluß unſterblich geworden. Dieſer iſt vor allem vermittelt durch Verrieſt.

Die Bedeutung Hugo Verrieſts, des ehrwürdigen Pfarrherrn von Ingoyghem, der jetzt in ſeinem Greiſenalter die Schmähungen einer minderwertigen belgiſchen Preſſe über ſich ergehen laſſen muß, liegt nicht im dichteriſchen Schaffen, ſondern im Anregen. Sein klarer ſcharfer Geiſt und ſeine erzieheriſche Begabung ſtehen mit ſeinem vornehmen Weſen im förderlichſten Bündnis. Verrieſt iſt durch Wort und Schrift der wahre Seelſorger und Lehrer Flanderns. Sein bedeutendſter Schüler war der reichbegabte Albrecht Rodenbach. Leider ſtarb dieſer, als Lyriker und Dramatiker gleich hoffnungsvoll, in ſchönſter Jugend. Sonſt wäre aus ſeinem Willen zur großen ſtarken Menſchlichkeit und ſeiner Dichtergabe wohl noch viel Gutes erſproſſen. So bleibt nur die Nachwirkung ſeiner tiefgreifenden organiſierenden Kraft unter der flämiſchen ſtudierenden Jugend, wo er als »het vlaamſch geweten van het jonge volk« unvergeſſen bleibt.

Auch bei Stijn Streuvels, dem bedeutendſten Proſa-Erzähler der flämiſchen Literatur, iſt Gezelles Geiſt durch Verrieſts Vermittlung wirkſam geworden. A. Rodenbachs Vetter, Georges Rodenbach, der Dichter des »Toten Brügge«, iſt Flame geblieben in ſeiner Empfindſamkeit, die leicht in ſchwelgende Sentimentalität übergeht. Aber er hat die Kraft und Geſundheit, das Naive und Naturfrohe des Flamen verloren, wurde zum blutleeren Stimmungsmaler und zum Schilderer des qualvollen Abſterbens entarteter Nervenmenſchen.

Der ſo vielgerühmte Charles De Coſter verrät unter der franzöſiſchen Hülle ſeines »Thyl Uylenſpieghel« wohl noch vielfach flämiſche Bodenſtändigkeit, Sinn für geſunden Realismus, unverfälſcht germaniſche Gaben wie Tiefſinn und Gemüt — aber weil er ſein Schaffen in fremde Form zwängt, verſiegen ihm die Quellen der Urſprünglichkeit, die nur durch die Leitung der natürlichen und angeſtammten Sprache geführt werden können. Er wird breit, oft leer, verirrt ſich von der holzſchnitthaften Kraft des Vorbildes zur flachen Kolorierung und zur Zeichnung eines Charakters, dem es an innerer Glaubhaftigkeit und Geſchloſſenheit fehlt, der bald Narr, bald Prädikant, bald verliebter Springinsfeld, bald Revolutionsheld iſt. Das Buch iſt deshalb nichts weniger als eine Bibel des flämiſchen Volkstums, wie man ſo gern ſagt.

Die flämiſche Literatur iſt erſt im Anſteigen; trotz des vorläufigen Gipfels Guido Gezelle iſt ſie noch nicht auf ihrem Höhepunkte angelangt. Sie ſteht noch in einem Jugendalter, das Wünſche übrigläßt, aber große Hoffnungen erlaubt. Die Schriftſteller, auf deren Schultern vor allen jetzt die Zukunft ruht, Stijn Streuvels, Karel van de Woeſtijne, Herman Teirlinck, Pol de Mont, René de Clercq u. a., ſtehen mitten im Sommer ihres froheſten Schaffens.



Die Hausmarke der Druckerei Plantin. Nach einer Vorzeichnung für Holzſchnitt.

FLÄMISCHE SIEDLUNGEN IN DEUTSCHLAND.

VON PROF. DR. ADAM WREDE.

Der flämiſche Literarhiſtoriker Jan Frans Willems bringt in ſeiner Sammlung »Oude vlaemſche liederen« (Gent 1848) auch das in unſeren Tagen wieder oft genannte Lied: »Naer Ooſtland willen wy ryden.« Er nennt es »Uitwykelingslied«, Lied der Auswanderer, und bemerkt, es ſtamme aus den Zeiten, in denen »duizende Vlamingen en Brabanters naer Ooſtland, dat is nae het noorden van Duitſchland zyn geweken, en aldaer kolonien voor den landbouw hebben geveſtigt.«

Wenn auch das hoffnungsreiche Lied ſchwerlich ſchon auf die mittelalterliche Oſtfahrt der Flamen zu deuten iſt, ſo darf doch deren frühe Teilnahme an der Beſiedlung des deutſchen Oſtens nicht bezweifelt werden. Jene freien Männer an der Meeresküſte, an der Schelde und Maas gehören, wie die Niederländer überhaupt, zu den Pionieren der Siedlungskultur. Die Chroniſten rühmen übereinſtimmend ihre bäuerliche Tüchtigkeit. Kamen Zeiten, in denen die heimiſche Scholle nicht alle Landeskinder ernähren konnte, ſo folgten ſie gern der Einladung fremder Grundherren. — Zu Beginn des 12. Jahrhunderts waren bereits niederländiſche Volksteile nach Deutſchland gelangt, zuerſt in das Überſchwemmungsgebiet der Weſer. Dieſe nachweisbar älteſte niederländiſche Siedlung auf deutſchem Boden gedieh trefflich. Sie übertrug ſich an die Elbe und erfreute ſich des Zuſtroms der Landsleute, auch der Flamen.



Cornelis de Vos: Die Töchter des Malers. (Berlin, Kaiſer-Friedrich-Muſeum.)

Kunſtanſtalt F. Bruckmann, A.-G., München.

Faſt durchweg kamen die Flamen im Verein mit Holländern, Seeländern, Frieſen, auch mit Männern aus Utrecht und Gelderland. Im Jahre 1143 ſandte Graf Adolf II. von Holſtein Boten nach Flandern, Holland, Utrecht, Friesland und lud alle ein, die durch Mangel an Äckern bedrängt waren, mit ihren Familien herüberzukommen. Und große Scharen kamen mit Weib und Kind und wirkten als Bahnbrecher für die germaniſche Koloniſation am rechten Elbufer im öſtlichen Gau des Herzogtums Holſtein. — Dieſe Nachricht verdanken wir Helmold, dem Verfaſſer der Slawenchronik. Ebenderſelbe berichtet, wie um 1157 Markgraf Albrecht der Bär an Holländer, Seeländer und Flamen, die durch Sturmfluten vertrieben waren, bei Werben an der Elbe Hufen zu Land austeilte, wie ferner Heinrich der Löwe um 1160 eine Menge Volkes aus Flamingen herbeiführte und in Mecklenburg anſiedelte. Beſonders Albrecht betrieb die Anſiedlung von Niederländern, Flamen mit reichen Mitteln und weitausſchauenden Plänen. Die Umwandlung der Wiſche, jener ſumpfigen Niederung an der Elbe und Havel, in fruchtbares Land iſt flämiſches Werk. Mehr als ein Dorf der Altmark überhaupt zeugt durch ſeinen Namen von der Herkunft der erſten Bewohner. Unterſtützt von Äbten und Biſchöfen verbreitete Albrecht flämiſche Siedler auch in den Anhalter Landesteilen. Eine Urkunde des Abtes von Ballenſtedt aus dem Jahre 1159 handelt z. B. von einer flämiſchen Siedlung bei Deſſau in den Fluren der jetzigen Dörfer Naundorf und Jonitz. Gerade auf der Grenze von Anhalt, Sachſen und Brandenburg zieht ſich ferner jener Landſtrich hin, der den Namen Fläming führt, in deſſen abgelegenen Dörfern noch die Mundart flämiſch-niederdeutſch klingt.

Unabhängig von dieſem großen Siedlungswerke vollzog ſich die Anſiedlung von Flamen in Thüringen. Die älteſte Urkunde, die hier von ihnen ſpricht, gehört dem Jahre 1140 an und nennt ſie in der Ortſchaft Tribune bei dem Kloſter Pforta (Schulpforta) als Inhaber einiger Beſitzungen. Freilich hatte ſchon vorher Udo I., Biſchof von Naumburg 1125 bis 1147, Flamingen das Recht verliehen, innerhalb ſeines Sprengels ohne Abgabe und Zoll zu kaufen und zu verkaufen. Seit dem Jahre 1209 heißt die Ortſchaft Flaminghe und gilt auch als flämiſches Dorf. Flemmingen iſt noch heute ihr Name.

Flamen halfen alſo früh, die Flußtäler und Niederungen Thüringens zu beſiedeln, das Tal der Helme zwiſchen Harz und Kyffhäuſer zur »Gülden Aue« zu machen und das öſtlich gelegene Ried, das Sumpfland, in Gartenland zu verwandeln. Aus Thüringen ging es in das Meißener Land. Hier war es z. B. der Biſchof Gerung von Meißen, der 1154 das ganze Dorf Kühren bei Wurzen an flämiſche Siedler, »strenuos viros ex Flandrensi provincia«, austat. Ein Jahr früher, 1153, ſoll Konrad von Meißen in der von ihm gegründeten Stadt Bitterfeld eine flämiſche Kolonie von 30 Hufen angeſetzt haben. Ihre Beſitzer waren ſeitdem zu einer »Flemmings-Sozietät« vereinigt, deren »Geſetzbuch« ſich in einigen Stücken bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts aufrechterhielt.

Es wird als ſicher angenommen, daß auch ein Strom flämiſcher Auswanderer ſeinen Weg in die fruchtbaren Niederungen bei Leipzig nahm. In dem jetzigen Leipziger Stadtteil Reudnitz, dem früheren Dorfe Reudnitz-Tutzſchendorf (Deutſchendorf, Gegenſatz zu den Wenden), galt noch 1684 flämiſches Erbrecht, ebenſo in anderen damaligen Dörfern im Norden und Oſten von Leipzig. Man ſchließt daher auf flämiſche Anſiedlungen.

Entlang an dem Abſchuß der Berge im Süden gingen die flämiſchen Siedlungen bis nach Schleſien hinein. Flämiſchdorf bei Neumarkt in Schleſien, Villa Flamingi am Ende des 13. Jahrhunderts, ſcheint zum mindeſten die Gründung eines flämiſchen Lokators zu ſein.

Rechts der Elbe reichen die flämiſchen Erinnerungen der frühen Siedlungszeit bis ins Odergebiet und in das Deutſch-Ordensland. Mit Flamen zuſammengeſetzte Ortsnamen, z. B. Flemsdorf in der Mittelmark bei Schwedt a. O., 1293 Flemindorp, ſind beredte Zeugen. Bis zum heutigen Tage haben die von den Flamen und anderen Niederländern anbaufähig gemachten Fluren diesſeits und jenſeits der Elbe ſichtbare äußere Spuren ihrer Arbeiten bewahrt, die parallelen Streifen der von ihnen eingedeichten Hufen ziehen ſich noch wie ehedem durch die Flur.

Das ganze 12. Jahrhundert hindurch vollzog ſich die Auswanderung der Flamen nach deutſchen Gebieten in anſehnlichem Umfange, im folgenden aber wurde ſie ſchon ſchwächer. Außer ſolchen, die den Deich- und Landbau verſtanden, ſiedelten ſich auch im Handwerk und Handel geübte Männer auf deutſchem Boden an. Belangreich iſt eine Urkunde von 1196, der zufolge Propſt, Dekan und Moritzkirche bei Hildesheim flämiſchen Tuchmachern die Niederlaſſung am Damm vor den Toren der Stadt geſtatten.

Zu beſtimmten Handels- oder gewerblichen Beſtrebungen waren Flamen bereits früh auch in Cöln angeſiedelt. Um 1300 nämlich hieß dort ein Teil des Heumarktes »inter Flemingen« und eine Stelle am Domhof im 14. Jahrhundert »boven Fleymynge«.

Siedlungen flämiſcher Handwerker in deutſchen Städten ſah vor allem das 16. Jahrhundert. Kamen auch zu dieſer Zeit die Flamen wieder mit anderen Niederländern zuſammen, ſo iſt ihr Anteil diesmal doch ganz anders greifbar. Die politiſchen und kirchlichen Wirren zur Zeit der ſpaniſchen Gegenreformation waren es, welche die Flamen ſeit 1544 ſcharenweiſe zu den öſtlichen Nachbarn trieben, nach Aachen, Duisburg und in ſtarkem Maße nach Frankfurt a. M. Ganz erheblich war auch die flämiſche Niederlaſſung in Cöln. Seit 1566 ſtrömten nicht nur Handwerker, auch Kaufleute ununterbrochen dorthin. Wohl kaum eine flämiſche Stadt oder Gemeinde, ob groß oder klein, fehlte. »Vil ſchlogen ſich neder (ließen ſich nieder) und worden burger«, erzählt der bekannte Cölner Chroniſt Hermann Weinsberg. An der Sitte der Heimat hielten auch hier die Flamen feſt, wie aus einem Bericht von 1587 hervorgeht. Nach Nord-, Mittel- und Oſtdeutſchland ſtrömten ebenfalls neue Züge von Flamen: 1569 beginnt ihre Niederlaſſung im Kurfürſtentum Sachſen, 1572 in Reuß, unter dem Kurfürſten Johann Georg (1571 bis 1598) in Brandenburg.

Wirkten die flämiſchen Siedlungen des Mittelalters auf die Entwicklung der oſtdeutſchen Landeskultur aufs günſtigſte ein, ſo iſt das Ergebnis der neueren Niederlaſſungen die Begründung neuer Gewerbe der Textilinduſtrie. Zu beiden Zeiten alſo iſt das wirtſchaftliche Leben in Deutſchland von Flamen ſtark befruchtet worden.

VOM FLANDRISCHEN KULTURLEBEN.

DIE WIRTSCHAFTLICHE LAGE FLANDERNS SEIT 1914.

Daß die furchtbare Geißel des Krieges den flämiſchen Boden weit mehr heimgeſucht hat als den walloniſchen, das bedeutet für die Flamen nicht nur größere Verwüſtung und Zerrüttung, es hat auch mittelbar höchſt nachteilige Folgen gezeitigt. Das in den Tagen nach der Kriegserklärung faſt lahmgelegte wirtſchaftliche Leben konnte zwar nach der erſten Beſtürzung wieder aufflackern, es konnte in den Landſtrichen, die vom Kampfgebiet verhältnismäßig entfernt lagen — in den Provinzen Antwerpen, Oſt- und Weſtflandern — ſogar fieberhaft aufleben, aber die Kampfhandlungen wurden immer weiter nach Antwerpen zu und nach dem Süden von Flandern vorgetragen, und mit dem Kriegselend kam die Lahmlegung jeglicher Arbeit und die Unterbindung des Verkehrs über das Land. In den beſetzten Gebieten, vornehmlich in den walloniſchen Provinzen, trat nach und nach eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe ein, Handel und Wandel erholten ſich allmählich wieder. Und als nach dem beſchleunigten Aufmarſche der deutſchen Truppen und nach dem Falle Antwerpens in der äußerſten Weſtecke Flanderns ſchließlich der Stellungskrieg einſetzte, durften ſich auch die flämiſchen Gebiete bald einer gewiſſen Sicherheit erfreuen, ſo ſehr dann auch die Wucht der Anſtürme auf die deutſchen Linien ängſtliche Gemüter ſchreckte. In bezug auf Rohſtoffbeſchaffung und Verſorgung mit Lebensmitteln war Belgien ſtets zu einem beträchtlichen Teile auf das Ausland angewieſen. Als nach dem deutſchen Siegeszuge die Beziehungen zu Holland einigermaßen wiederhergeſtellt waren, ergoß ſich denn auch ein reicher Strom von Zufuhr über Antwerpen und Gent nach Belgien. Am ſtärkſten war die Einfuhr über Gent, denn Antwerpen konnte für den ausländiſchen Verkehr nicht ſo raſch wieder freigegeben werden. Gent war fortan die ſorgende Landesmutter, die Handel und Induſtrie nach Kräften ſtützte. Die Einfuhr beſchränkte ſich freilich auf die unentbehrlichſten Lebensmittel und Gebrauchsgegenſtände des Haushaltes. Die Induſtrie, die zumeiſt überſeeiſche Rohſtoffe und Halberzeugniſſe braucht, konnte aus der neu einſetzenden Einfuhr nur geringen Gewinn ziehen, und ein allgemeiner ſchwerer Notſtand war unvermeidlich, zumal ſich auch die Lage auf dem Lebensmittelmarkte immer ungünſtiger geſtaltete. Den Notſtand verſchärfte weſentlich das Eingreifen der Engländer, die die Handelsfreiheit der neutralen Länder beſchränkten und ſich weigerten, trotz beſtimmter Bürgſchaften Deutſchlands, die nötigen Rohſtoffe durchzulaſſen, deren die belgiſche Induſtrie bedurfte. Mehr alſo als ein beträchtlicher Teil der walloniſchen Großinduſtrie, die von den Erzeugniſſen des eigenen Bodens und dem Abſatz im eigenen Gebiete zehren konnte, wurde die flämiſche Großinduſtrie betroffen und mit ihr die ſelbſtändige Kleininduſtrie, zumal ſie infolge des Mangels an großzügig organiſierten Betriebsleitungen, theoretiſch durchgebildetem Perſonal und ſachkundig und ſprachlich geſchulten Arbeitern weſentlich geringer entwickelt war. Wie beträchtlich Flandern Wallonien gegenüber durch die Kriegswirren in Nachteil geriet, mag daraus erhellen, daß die letzten Klaſſen der zur belgiſchen Armee eingezogenen Rekruten etwa 90 v. H. Flamen zählten — in dem wirtſchaftlichen Ringen der Gegenwart müſſen die Flamen alſo gerade ihrer beſten Kräfte entraten! Sind auch die wirtſchaftlichen Verhältniſſe Flanderns in induſtrieller Hinſicht weit ungünſtiger als die des Wallonenlandes, auf dem Gebiete des Handels iſt Flandern voran! Die Einfuhr über Gent und Antwerpen wurde zwar infolge des bereits oben angedeuteten, ſelbſtſüchtigen Auftretens Englands unterbunden, aber die Nähe des Kampfgebietes, die dauernde Anweſenheit größerer Truppenverbände brachten den einzelnen Ortſchaften recht angenehmen Handelsgewinn, wenn auch die Verproviantierung des Heeres faſt ausſchließlich mit Umgehung des Ortshandels erfolgt. Des mir knapp zugemeſſenen Raumes wegen muß mir die nähere Begründung der hier vorgetragenen Anſchauungen verſagt bleiben. Sie würden zu dem Schluſſe führen, daß nach Beendigung des Krieges die Gewerbtätigkeit Flanderns, die jetzt daniederliegt, ſich neu beleben wird, wenn die ſittliche und körperliche Widerſtandskraft des flämiſchen Volkes und die jetzige Finanzlage unberührt bleiben. Die ſittliche Widerſtandskraft wird verbürgt durch die kerngeſunde, nüchterne Art des flämiſchen Volkes und ſeine geſchichtlich erwieſene Willensſtärke. Was die körperliche Widerſtandskraft betrifft, ſo iſt, Gott ſei dank, der allgemeine Geſundheitszuſtand ſehr befriedigend zu nennen, dank der ausländiſchen Hilfe und der Maßnahmen, die durch die Ernährungsausſchüſſe in der öffentlichen Verwaltung in Übereinſtimmung mit den deutſchen Behörden getroffen wurden. Durch Erlaß von periodiſch erneuerten Höchſtpreisbeſtimmungen, durch Kontrolle der Vorräte, Hebung der Transportſchwierigkeiten uſw. ſind dieſe Behörden unabläſſig bemüht, das Los der bürgerlichen Bevölkerung zu beſſern! Leider werden dieſe Beſtrebungen noch immer nicht richtig eingeſchätzt! Und alle dieſe Bemühungen ſind vergeblich, wenn ſie ſich nicht auf die Mitwirkung der öffentlichen Dienſtſtellen ſtützen können, die in Geiſt und Weſen ſpezifiſch belgiſch ſind, und auf das Verſtändnis des Publikums, das durch etwaige Aufſäſſigkeit nur ſeine eigenen Intereſſen beeinträchtigen würde und, ein Beiſpiel nur, ohne Zweifel in die Hände der Wucherer unter ihren eigenen Landsleuten geriete. Hiermit gelangen wir zur Lebensmittelfrage, von der ſo viel zu ſagen wäre, daß der Umfang dieſer Sondernummer kaum genügen würde. Aber auf etwas charakteriſtiſch Flandriſches ſoll hier noch kurz hingewieſen werden: Das Aufſpeichern von Waren und das Hochtreiben der Preiſe ſind in Flandern das Werk von Elementen, die durchaus nicht dem Handelsſtande angehören, es iſt das Werk der franzöſiſch geſinnten Geldariſtokratie, die jetzt ihre flüſſigen Mittel dazu verwendet, dasſelbe Volk auszuhungern, das ſie im Frieden verrieten! Wenn alſo das flämiſche Volk in zweifaches Unglück geſtürzt wurde, ſo hat es das dieſem unſeligen Klüngel zu danken!

Snijders.

DER KAMPF UM DIE FLÄMISCHE UNIVERSITÄT. Darüber iſt bereits ſo viel geſchrieben worden, daß ich zu wiederholen fürchte. Eine kurze Zuſammenfaſſung des Kampfes um das höchſte Recht der Flamen wird indes nicht unwillkommen ſein, da es einen Überblick gewährt. Das erhabene Ziel der flämiſchen Bewegung war die Verflamung der Genter Univerſität, 75 Jahre lang haben die Flamen um den Hochſchulunterricht in der Mutterſprache gekämpft! In den letzten zwanzig Jahren verſchärfte ſich dieſer Kampf. Die Mittel und Wege zur Verflamung der Genter Univerſität eingehend zu erforſchen, wurde 1896 in Antwerpen vom 23. Sprach- und Literaturkongreß ein beſonderer Ausſchuß von zwölf Mitgliedern gewählt. Der Bericht von Profeſſor Mac Leod erſchien bereits im Jahre 1897. In demſelben Jahre bildete ſich unter dem Vorſitze von Max Rooses ein neuer Ausſchuß, und deſſen (1909 herausgegebener) Bericht diente als Grundlage des Geſetzesvorſchlags Frank van Cauwelaert-Anſech vom 24. März 1911. Die Syſteme Mac Leod und De Raet ſahen eine Übergangszeit von dreißig Jahren vor. Die Flamen fanden den Gedanken gar zu umſtürzleriſch, von einer augenblicklich wirkſamen Maßnahme auch nur zu träumen! Anfang 1913 faßte Miniſter Poullet den Plan, einen königlichen Erlaß zu erwirken, nach dem von 1914/15 an neben den beſtehenden franzöſiſchen Vorleſungen einige flämiſche einzurichten wären. Dieſe Maßnahme hätte zu einer teilweiſen Verdoppelung der Genter Univerſität führen müſſen. Von den Flamen wurde heftiger Widerſtand gegen den Vorſchlag Poullets geleiſtet, der ſeinen Plan denn auch aufgeben mußte. Man ſtrebte die allmähliche völlige Verflamung der Univerſität an. Die Herren Carton de Wiart und van der Velde widerſetzten ſich den Forderungen der Flamen und führten in einem franzöſiſchen Revancheblatt »Les Marches de l'Eſt« einen Kampf gegen die flämiſche Univerſität, und ſie fanden tapfere Unterſtützung bei denjenigen, von denen ſie für ihr Franzöſierungswerk bezahlt wurden! Das Jahr 1914 kam, Belgien geriet in die Wirren des Weltkrieges. Nach ſechzehn Monaten deutſcher Beſetzung arbeitete der Herr Generalgouverneur einen Erlaß aus, durch den die Genter Univerſität verflamt wurde. Wie man die Angelegenheit auch betrachten möge, dieſer Erlaß hat die Kraft eines königlichen Erlaſſes. Er bildet ein Gegenſtück zu dem Erlaß von 1849, durch den das Franzöſiſch als Unterrichtsſprache der Genter Univerſität beſtimmt wurde. Die aufrechten Flamen begrüßen die flämiſche Univerſität mit Freuden. Nun iſt ſie da, und ſie wird bleiben! Wehe dem, der die Hand nach ihr ausſtreckt! Am 24. Oktober 1916 wurde die flämiſche Univerſität feierlich eröffnet. Das ganze intellektuelle Flamentum war an dieſem Tage in Gent verſammelt und ſchwur ſeiner Univerſität die Treue!

D. Buyſſe.

DIE »VOLKSHEBUNG«. Seit Ausbruch des Weltkrieges ſind auf belgiſchem Boden eine recht ſtattliche Zahl Wohltätigkeitsanſtalten entſtanden. Eine Einrichtung, die in höchſtem Maße Unterſtützung und Wohlwollen verdient, iſt die »Volkshebung« (Volksopbeuring). Von wem wurde ſie geſtiftet, wo, wann und zu welchem Zwecke erfolgte ihre Gründung? Die »Volkshebung« wurde von einer Gruppe Flamen gegründet, die der Meinung waren, daß durch Zuſammenwirken der flämiſch geſinnten Kreiſe eine Geſellſchaft ins Leben gerufen werden könne, die es ſich zum Ziele ſetzte, an der Linderung der allgemeinen Not mitzuwirken. Keiner der Flamen, die die »Volkshebung« leiten, hat auch nur einen Centime materiellen Gewinn daran. Auch bedient man ſich im allgemeinen der Sprache der Beteiligten und verwendet die flämiſche Sprache allein lediglich in Mitteilungen an die amtlichen Organe. Es handelt ſich alſo um eine Veranſtaltung reiner Liebestätigkeit. Daß die »Volkshebung« trotzdem geläſtert und verdächtigt wird, überraſcht nicht. Die »Volkshebung« ſtößt ſich aber nicht an verdächtigende Nachrede, ihr Loſungswort iſt: »Tue wohl, und ſcheue niemand!« Danach handelt ſie. Sie wurde im Oktober 1915 in Gent gegründet und beſitzt heute in dreißig Orten Zweiganſtalten. Das Programm der Liebestätigkeit umfaßt folgende Punkte: Kinder- und Säuglingsſchutz mit Flaſchenmilchverabreichung an die Kleinen, Kinderkrippen (Kinderernährung, Schulmahlzeiten) und Kindergärten. Ferner Volkskleidung und Volksernährung. Dann eine Arbeitsbörſe, die Arbeitſuchenden ein Betätigungsgebiet nachweiſt. Vorſchußkaſſe und Hilfsbank ſind eingerichtet, insbeſondere für Bediente. Die »ſtille Hilfe« gewährt gebildeten Notleidenden, verſchämten Armen Unterſtützung. Eine andere Abteilung ſorgt für Holzſchuhwerk. Auch Kriegsbeſchädigte finden in der »Volkshebung« Hilfe. Es ſind zwei Abteilungen für »Kriegsweſen« und »Kriegsſchäden« eingerichtet. Für die Volksentwicklung wird durch Vorträge, Kongreſſe, künſtleriſche Darbietungen geſorgt. Der »Soldatentroſt« befaßt ſich mit dem Verſand von Eßwaren, Kleidern, Unterzeug, dem Schreiben von Briefen, Erteilen von Auskünften, Verſenden von Büchern, Noten und vielem andern. Über Holland ſchickt die »Volkshebung« auch Pakete an die Kriegsgefangenen, die von der Vereinigung bereits mit 3000 Rationen und 300 Kiſten Büchern verſorgt wurden. Die Abteilung Gent hat bis heute 4000 Paar Holzſchuhe und 3500 Paar Lederſchuhe unter die arme Bevölkerung verteilt. Wodurch werden die Koſten der »Volkshebung« aufgebracht? Durch den Verkauf von Taſchenkalendern, Streichhölzchen, durch Geldſpenden und Zuweiſung von Kleidern und Schuhen durch barmherzige Mitmenſchen. Unermüdlich fahren die Karrenmänner herum und gehen von Haus zu Haus, um Überflüſſiges zu erbetteln und die Armen mit dem Notwendigſten zu verſehen. Wahrlich, die Männer, die die »Volkshebung« gründeten, haben ein gutes Werk getan! Im Namen aller Flamen, im Namen der geſamten Bevölkerung ſei ihnen gedankt!

De Kneef jun.

DAS VERHÄLTNIS DES BESITZES ZWISCHEN FLAMEN UND WALLONEN. Dieſes Beſitzverhältnis iſt wahrlich nicht glänzend zu nennen: 1:2, vielleicht ſogar 1:3! Um den tieferen Sinn dieſes Verhältniſſes zu begreifen, ſchauen wir uns einmal die Behörden und die Führenden der Handels- und Finanzwelt an! Seit achtzig Jahren hat die belgiſche Regierung dafür geſorgt, daß alle hochbeſoldeten Stellen mit Wallonen beſetzt wurden, ganze Behörden — ich meine natürlich die höheren — beſtehen ausſchließlich aus Wallonen. Erwägt man, daß die Anſichten und

Handlungen dieser hochgestellten wallonischen Persönlichkeiten auf vielen Gebieten maßgebend sind, so versteht man, daß hier die Wurzel alles Übels liegt. Das Beispiel kommt von oben, sagt man, und mit Recht. Da die belgische Regierung das geheime Ziel hatte, das germanische Element in Belgien allmählich zu ersticken, mußten natürlich die tonangebenden Kreise französisch sein. Das Flamentum war das Aschenbrödel, die Flamen waren gut genug, als Stimmvieh zu dienen. In den Industriezentren, z. B. in Gent, geben die reichen Fabrikanten — Kattunbarone genannt — den Ton an. Sie alle sind leidenschaftliche Französlinge, fast jeden ziert ein Orden als Anerkennung für Frankreich erwiesene Dienste. — In der Finanzwelt liegen die Verhältnisse ebenso. Dort wimmelt es geradezu von Menschen, die darauf aus sind, den flämischen Spargroschen in französischen Geschäften anzulegen. Bei ihnen findet man Panamawerte, brasilianische, argentinische, venezuelische und Werte aus anderen lateinischen Ländern in Menge. Und holländische, deutsche, schwedische Werte? Davon ist nicht die Rede. Es wäre wünschenswert und würde der Mühe lohnen, wenn jemand es unternehmen wollte, die kleinen flämischen Vermögen zu zählen, die bereits den Weg über die See fanden und in den Taschen französischer Gauner landeten. Die höheren Beamten, die Handelswelt, die Finanzwelt: alle französisch und reich! Daneben die armen Flamen, gut genug für niedere Dienste und schmutzigste Arbeiten! Lamm Goedzak*)-artige Tröpfe, die alles über sich ergehen ließen, nur um des lieben Landfriedens willen, nur aus Furcht vor einem Vorgesetzten oder einem Herrn Pastor. So wurde der Flame der Geringere, das »Männchen Niemand«, und so wurde sein Einfluß gleich Null, derweilen den Wallonen, den belgischen Brüdern der Franzosen, alle Regierungshimmel offen standen! Doch alles hat ein Ende. Das Glück der Schakale ist dahin. Einen Platz an der Sonne für die Flamen! Diese scheint für jeden.

Van Bevere.

ACKER- UND GARTENBAU IN FLANDERN. Seit Jahrhunderten ist Flandern als eines der fruchtbarsten Ackerbaugebiete von Westeuropa bekannt. Davon legen schon die alten Chronikschreiber Zeugnis ab. Es mag nur daran erinnert werden, daß die Engländer während ihres Zuges nach Waterloo 1815 von der Sorgfalt und Sachkunde, mit denen das Land bebaut wurde, derart betroffen waren, daß die Royal Agricultural Society in London sofort eine Abordnung nach Flandern sandte, um die Landbaukunst dort an Ort und Stelle studieren zu lassen. Zwar trugen die blühenden flandrischen Fluren, von der Maas bis zur Nordsee noch immer reiche Frucht, doch mußte der Ackerbau in den letzten Zeiten den schweren Druck der neuen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse fühlen. Indem er sich den neuen Verhältnissen anpaßte, erlitt er eine starke Veränderung. Einer dieser hemmenden Faktoren war der Mangel an Feldarbeitern, verursacht durch das allmähliche Vordringen des großstädtischen Spinnerei- und Webereigewerbes nach dem platten Lande und durch die Landflucht von Tausenden von Landarbeitern, die nach den wallonischen Kohlenbecken gingen, um dort gegen verhältnismäßig hohe Entlohnung die schwersten Kuli-Arbeiten zu verrichten. Der andere hemmende Umstand war das Sinken der Preise für Ackerbau-Erzeugnisse, eine Folge des Angebotes der osteuropäischen und amerikanischen Ackerbaustaaten. Dank der sachkundigen Aufklärung und amtlichen Unterstützung konnte die Landwirtschaft diesen Notstand überwinden, vornehmlich dadurch, daß sie sich der sehr einträglichen Pferde- und Viehzucht zuwandte. Zugleich aber sah man, namentlich in Ostflandern, kleine Landwirte sich mehr und mehr des Gartenbaues annehmen, bis sie schließlich ihren landwirtschaftlichen Betrieb völlig aufgaben. So fand das von zäher Lebenskraft beseelte Volk das Mittel, sich durch Ausfuhr von hochwertigen Gartenbau-Erzeugnissen seine unentbehrlichen, weniger kostspieligen Lebensbedürfnisse aus dem Auslande zu verschaffen. Auf dem Gebiete des Gartenbaues kann sich die Genter Zierpflanzenzucht eines Weltruhmes erfreuen. Hunderte von flämischen Gartenbau-Anstalten haben es verstanden, sich internationale Absatzgebiete zu erobern. Eine Reihe brabantischer Gemeinden mit Hoeilaart als Mittelpunkt liefern jährlich ihre Treibhaustrauben nach allen Teilen Europas und nach Nordamerika, und die vereinigten Traubenzüchter dieser Gegend sind stolz darauf, in Berlin eine Verkaufsstelle in ihrem eigenen Hause zu besitzen! Der Luxus der belgischen Hauptstadt ließ in ihrer Umgebung zahlreiche Blumenzüchtereien entstehen, was indes nicht hinderte, diesen fruchtbaren Boden auch zum Anbau von Gemüse zu nutzen: das Brüsselsche Weißkraut genießt ausländischen, ja überseeischen Ruhm. In den letzten Jahren hat auch Deutschland das früher wenig beachtete belgische Gemüse schätzen gelernt. Und auch die Erzeugnisse des Obstbaues fanden im Auslande weite Absatzgebiete; das wichtigste Obstbaugebiet ist Süd-Limburg. Werden sich die früheren Handelsbeziehungen nach dieser schrecklichen wirtschaftlichen Krisis wieder anknüpfen lassen, oder sollen andere Absatzgebiete gefunden werden? Soll die Pflege des Gartenbaues auf Kosten des Ackerbaubetriebes unterbunden werden? Wie sich auch die Zukunft gestalten möge — eins ist sicher, daß der eiserne Fleiß und die zähe Arbeitskraft des flämischen Volkes, gepaart mit einem geschickten Anpassungsvermögen, auch diesen Notstand in kurzer Zeit überwinden werden, wenn es nicht an gehöriger Belehrung gebrechen sollte!

Dr. Agricultur.

DIE DEUTSCHEN KRIEGSAUFFÜHRUNGEN FLÄMISCHER KUNST IN FLANDERN. Diejenigen, die das flämische Volk heute weiter in gutgläubigen Schlaf einwiegen möchten, in der heimlichen Hoffnung, es morgen auf immer knechten und unterjochen zu können, werden nicht müde, uns zu erzählen, daß die ganze immer reger werdende Anteilnahme Deutschlands an Flandern und dem flämischen Volke nur aus dem kältesten Eigennutz des Augenblicks hervorgehe. Nun, wir kennen dies Lied und den Ton, und wir kennen auch die Verfasser

*) Lamm Goedzak ist eine Figur aus dem berühmten flämischen Romane von Charles De Coster: »Till Ulenspiegel und Lamm Goedzak«, eine Figur, die an Sancho Pansa und Falstaff erinnert.

desselben; aber schon schwindet immer mehr die Zaubermacht dieses Schlafgesanges. Daß Deutschland nicht nur aus eigenen politischen Nutzzwecken sich des unterdrückten flämischen Volkes annimmt, welchem von dem siegreichen »völkerbeglückenden und -erlösenden« Frankreich wie anno 1798 der sichere Tod drohen würde, das beweisen die zahlreichen Veröffentlichungen über Flandern, das aufrichtige Interesse, das man in Deutschland der neu entdeckten jungflämischen Kultur entgegenbringt: so macht sich die flämische Dichtung auf, durch Deutschland die ihr gebührende Stelle in der Weltkultur zu erobern. Aber auch in Flandern selbst hat es sich gezeigt, wie rege sich diese deutsche Anteilnahme betätigte, und zwar in Veranstaltungen hinter der Front, an erster Stelle für die deutschen Truppen in Flandern, wobei aber auch verschiedentlich der Einwohnerschaft des betreffenden Ortes Zutritt geboten wurde. Der verdienstvolle geistige Urheber und Leiter dieser Veranstaltungen war Dr. Wirth, Dozent an der Universität Berlin, und damals Beamter der Pressezensur in Gent, der als Niederländer uns aus den »Taal- en Letterkundige Congressen« nicht fremd war, und anscheinend in seinen Bestrebungen von den deutschen Militärbehörden in großzügiger Weise unterstützt wurde. Denn nur dank deren hoher Auffassung von dem sittlichen Werte solcher geistigen Anregung kann es ihm möglich gewesen sein, das zustande zu bringen, was er verwirklicht hat. An erster Stelle ist sein prachtvoller einführender Vortrag zu erwähnen: »Das niederländisch-flämische Volkslied im Rahmen der Geistesgeschichte«, an dem als Mitwirkende deutsche feldgraue Sänger sowie ein Militärstreichorchester beteiligt waren. Der Vortrag, der durch auserwählte Lichtbilder nach den Meisterwerken niederländischer Malerei erläutert wurde, fand in Gent, Ostende, Brügge, Brüssel und anderweitig statt, und dürfte viel zur Verbreitung und Vertiefung des Verständnisses für Flandern und die flämische Frage beigetragen haben. Eine unvergeßliche Tat wird aber die Aufführung der »Niederländischen kirchlichen Meister vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert« bleiben. Äußerst stimmungs- und weihevoll war die Veranstaltung schon in der Veranlagung: der dunkle Saal, die unsichtbaren Mitwirkenden, die herrlichen Lichtbilder nach den Meisterwerken der niederländischen kirchlichen Malerei und Baukunst, die dem Inhalte nach zu der zeitgenössischen Musik ausgewählt waren. Das geschichtlich Denkwürdige dieser Veranstaltung ist die Tatsache, daß in ihrem Rahmen zum ersten Male in Flandern, im Kriege, von deutschen »Feinden«, unter erstmaliger flämischer Mitwirkung, die verschollenen kirchlichen flämischen Meister des 17. und 18. Jahrhunderts (die Funde Dr. Wirths) zur Aufführung gelangten. Und um für eine solche Kriegsveranstaltung im Felde solch ein kunstvolles Programm- und Textbuch, solch ein Plakat drucken zu lassen, dafür muß man allerdings ein Volk von »Hunnen und Barbaren« sein. Wer aber so tiefes Verständnis und diese Liebe für unsere geistigen Werte zeigt, der kann in Wirklichkeit unser Feind nicht sein. Jan Vermeulen.

ZUR DENKMALPFLEGE IN BELGIEN. Ein englischer Gelehrter, der vor einiger Zeit die Veröffentlichungen der Deutschen Gesellschaft für Kunstwissenschaft besprach, schloß mit der Verheißung, daß die kunstwissenschaftliche Arbeit der Deutschen im Kriege stocken werde. Nicht nur nehmen die grundlegenden Arbeiten der genannten Gesellschaft ihren Fortgang, die deutsche Denkmalpflege und Forscherarbeit erstreckt ihre Sorgfalt und ihren Eifer auch auf die Werke der Kunst in dem besetzten Feindesland. Wo immer Kunstwerke gefährdet erscheinen, sorgen die »Barbaren« um ihren Schutz. Selbst Denkmäler, die im gegenwärtigen Kriege nicht gelitten haben, die Ruinengruppen der drei großen belgischen Zisterzienserabteien von Orval (Provinz Luxemburg), Villers (Provinz Brabant) und Aulne (Provinz Hennegau), sind in Pflege genommen und auf das gründlichste untersucht worden. Im Auftrage des Kaiserlich Deutschen Generalgouvernements in Belgien ist nun im Zirkelverlag (1916) ein Folioband über »Die Klosterbauten der Zisterzienser in Belgien« erschienen, den Paul Clemens und Cornelius Gurlitt herausgeben unter Mitarbeit von Eduard Fucker, Willy Zschaler, Erwin Krone, Otto Wanckel und Johannes Kroll, die alle aus der Technischen Hochschule zu Dresden hervorgegangen sind. So ist ein Werk in der Kriegszeit zustande gekommen, auf das die deutsche Kunstwissenschaft stolz sein darf, denn es erörtert alle bautechnischen und kunstgeschichtlichen Fragen mit größter Sachlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Das Werk beansprucht ein weit über die Fachkreise hinausgehendes Interesse. Denn es handelt sich bei diesen Abteien, die alle in der Revolution zerstört worden sind, um Baudenkmäler von großer Bedeutung, um Klosteranlagen von vorbildlichem Werte, die noch zu Lebzeiten des heiligen Bernhard, des gewaltigen Reformators der Kirchen zu Beginn des 12. Jahrhunderts, entstanden sind und die nach und nach ausgebaut und umgestaltet wurden. Aus der ausgezeichneten Einleitung Clemens' über die belgischen Zisterzienserbauten geht deutlich hervor, welche Bedeutung der Orden für die Ausbreitung der Gotik in ganz Europa gehabt hat, und wird die Stellung erkannt, die die belgischen Zisterzienserklöster innerhalb der allgemeinen Entwicklung einnehmen. Daß die Bearbeiter der einzelnen Baugruppen ihre schwierige — nicht in der älteren Literatur zureichend vorbereitete — Arbeit nach allen Regeln aufgeklärter Inventarisierungskunst durchgeführt haben, braucht nicht erst gesagt zu werden. Hervorgehoben seien nur die prächtigen photographischen Aufnahmen der Ruinen und die sorgfältigen Zeichnungen der Rekonstruktionsversuche und aller Detailaufnahmen. So ist hier eine Aufgabe geleistet worden, die deutschem Fleiß und deutscher Sachkunde zum Ruhme gereicht. Richard Graul.

FLÄMISCHE ROMANE. Der Sinn und das Interesse für flämische Literatur, die ältere wie die der Gegenwart, ist mächtig erwacht und bereits in erfreuliche Taten umgesetzt. Ganz besondere Verdienste um die Entdeckung oder Wiederentdeckung literarischer Kostbarkeiten hat sich der Inselverlag erworben. Ein Kleinod von besonderem Glanz wurde da geborgen, »Die Hochzeitsreise« von Charles De Coster*), ein »Buch von Liebe und Krieg«, wie der ein wenig mißverständliche Untertitel lautet. Albert Wesselsky hat es musterhaft ver-

*) 210 Seiten. — In Leinen 3 Mark; in Leder 5 Mark.

deutſcht. Wie das Liebesglück zweier rechten Kinder Gottes durch den Hader und die Widrigkeiten einer Schwiegermutter, einer »dieſer unſeligen Egoiſtinnen, die von der Frau nichts als die Fehler haben«, geſtört zu werden droht, iſt der Handlungsinhalt des Buches. Charles De Coſter aber konnte aus ihm ein wunderſam vielfarbiges Gemälde des Lebens ſchaffen, konnte hier eine meiſterhafte Kunſt des pſychologiſchen Details entfalten. Scharf, rückſichtslos enthüllt er und ſtellt menſchliche Schwäche an den Pranger. Er ſcheut nicht vor ſtärkeren grotesken Farben zurück. Gleich die erſten Szenen des Romans, da Marguerite ſcheintot auf der Bahre liegt und durch das Können des Arztes — ihres ſpäteren Gatten — zum Leben zurückgerufen wird, das Gebaren der zwiſchen mütterlicher Liebe und Geiz ſchwankenden Mutter, all das bewährt nicht nur De Coſters epiſche Kraft, ſondern gibt zugleich eine ſichere ſeeliſche Analyſe. Die Schilderung des jungen Glückes zweier Menſchen entfaltet dann eine in vielen Stimmen tönende Poeſie. Es erſcheint hier alles leuchtend wie in einem tiefen Frühlingsblau. Nur der ſchwiegermütterliche Haß drängt ſich als ein Schatten in dieſes Glück. Das Feinſte und Perſönlichſte bietet De Coſter in der Ausgeſtaltung einzelner Epiſoden, ſo z. B. wenn Paul und Marguerite, um den Zufall zu erproben, ein Zwanzigfrankſtück auswerfen und verſteckt belauſchen, wer es finden wird. Eine Fülle vertiefter Beobachtungen und Erkenntniſſe ſtrömt er hier aus. »Die Hochzeitsreiſe« iſt erſtmalig im Jahre 1870 erſchienen, hat aber damals unter der Ungunſt der Umſtände nicht zu einem wirklichen Erfolge des Autors werden können. Unmittelbar in das flämiſche Volksleben unſerer Zeit greift ein anderer Roman, der bei Egon Fleiſchel herausgekommen iſt: »Rotes Flamenblut« von Pierre Broodcoorens*). Johannes Schlaf führt den noch jungen Dichter in Deutſchland ein. Er malt ſtark, volltönig, primitiv, wie die Menſchen ſind, die er verkörpert. Man fühlt den Hauch einer kräftigen Erde in dieſem Roman, und man ſpürt das heiße treibende Blut der hier beheimateten Menſchen. Ob er nun in das bunte, genußfreudige Gewimmel des Volksfeſtes führt, oder ob er Liebesbrunſt und Liebesſchickſal in einfachen, ſelbſtverſtändlichen Linien entwickelt, ſtets faßt er reſtlos treu die Wirklichkeit und formt ſie, ohne je zu beſchönigen, zum künſtleriſchen Erlebnis. Die Geſtalten treten in greifbarer Deutlichkeit vor uns, naturhaft in ihren Motiven. Da iſt Hilla, ein Weib von gefährlichen Inſtinkten, aber von der Schönheit des wilden Tieres. Sie gibt ſich einem ungeliebten Manne in die Ehe, ſo ſchon von Anfang an wie prädeſtiniert zur Untreue. Die Handlung geht aus mit der Rachetat eines Bauernothello, blutrünſtig wie nur ein Schauerroman. Auch hier erſpart Broodcoorens nichts an Wirklichkeit und verſchmäht keine Einzelheit. Gleichwohl iſt er mehr als ein Realiſt. Das Leben, das er ſchonungslos ſicher wiedergibt, iſt durch ſein Dichtertum hindurchgegangen und geſteigert worden. Er vermag in die Seele der Erde, von Dingen und Menſchen zu ſchauen. Sein Ausſpruch: »Die Kunſt iſt ein Schrei übermenſchlicher Liebe«, kann als Motto ſeines Schaffens gelten.

Dr. Friedrich Sebrecht.

*) 316 Seiten. — Preis 4 Mark.

POLITISCHE BÜCHER ÜBER BELGIEN. »Die Zukunft Belgiens«. Von Cornelius Gurlitt. Der Zirkel. Architekturverlag G. m. b. H., Berlin W. 66, Wilhelmſtraße 43. Das Buch iſt dadurch recht wertvoll, daß der Verfaſſer auf alle mit dem belgiſchen Problem zuſammenhängenden Fragen ſehr ausführlich eingeht. Die Vorſchläge Gurlitts, die er in ſeinem Buche näher begründet, gehen dahin, daß der Staat Belgien als ſolcher aufgelöſt und ſein Gebiet nach den nationalen Grenzen in drei Staaten aufgeteilt werden ſoll. In erſter Reihe ſollen die Flamen in einem einheitlichen Staat verbunden werden, der einen eigenen Landtag beſitzen ſoll. Die Wallonen ſollen unter ähnlichen ſtaatsrechtlichen Verhältniſſen zu einem zweiten einheitlichen Staat vereinigt werden, beide Staaten unter Hoheit des Deutſchen Reiches. In den franzöſiſchen Grenzgebieten ſollen diejenigen Einwohner, die nicht Deutſche werden wollen, an Frankreich zur Neuanſiedelung überwieſen werden und Deutſchland alsdann die Neubeſiedelung des Landes übernehmen. Luxemburg endlich ſoll deutſcher Bundesſtaat werden. Die bei ſolcher Umwandlung unvermeidbare Frage nach dem Verbleib der »Menſchlichkeit« wird mit dem Hinweis auf unſere von Rußland, Frankreich und England mißhandelten Volksgenoſſen und mit der Pflicht der Selbſterhaltung für das deutſche Volk beantwortet, das ſich vor einer Erneuerung eines auf ſeine Vernichtung abzielenden Krieges ſchützen müſſe. Ob die zum Schluß ausgedrückte Anſicht Gurlitts, daß ſeine Forderungen beſcheidene ſeien, richtig iſt, darüber wird man wohl erſt nach den endgültigen Entſcheidungen auf dem Schlachtfelde eine Einigung erzielen können. — J. D. Domela Nieuwenhuis Nijegaard: »Flandern vom ſüdlichen Zwang befreit«. Interim-Verlag, Adriaan van den Broecke, Leipzig. Es iſt eine koſtbare kleine Schrift, die uns da vorliegt. Wer ſie in die Hand nimmt, wird von ihrem Inhalt derart gefeſſelt, daß er ſie nicht weglegt, bevor er ſie zu Ende geleſen. Ethiſch, wirtſchaftlich und politiſch iſt der Trieb Flanderns mächtig, ſich von dem verhängnisvollen franzöſiſchen Einfluſſe zu befreien und ſich dem Germanentum wieder zu nähern, das, wie in der Broſchüre geſchildert wird, auch in den ſkandinaviſchen Ländern pulſiert und zum Bündnisanſchluß an Deutſchland drängt. Wird der Traum: »Flandern, Brabant und Antwerpen zuſammengefügt zu einem ſelbſtändigen niederländiſchen Staatsweſen, mit Antwerpen oder Gent als Hauptſtadt, ein Glied des großen Germanenbundes« Wirklichkeit werden? Die eiſernen Würfel werden auch dieſe Frage entſcheiden.

Alban von Reich.

FLÄMISCHE SAGEN, LEGENDEN UND MÄRCHEN*)

MARTIN MIT DEM FUCHS. Martin liebte die Arbeit nicht, er ging viel lieber auf die Jagd. Und auf der Jagd hatte er immer die seltsamsten Abenteuer, die er sehr gerne erzählte: »Eines Tages kam ich von der Jagd zurück, da sah ich zwei Hasen, die von einem Hunde verfolgt wurden. Ich zog mein großes Jagdmesser aus der Scheide und steckte es schnell mit der Spitze in die Erde. Die beiden Hasen liefen an dem Messer vorbei, der eine rechts, der andere links, der Hund aber lief gerade in das Messer und wurde mitten durchgeschnitten. Die eine Hälfte des Hundes fing den einen Hasen, die andere den andern. — Einmal saß ich ruhig am Rande eines Feldes und verzehrte mein Frühstück, als ich in einiger Entfernung von mir einen Zug Feldhühner sah. Ich suchte leise nach einem Stein, und da ich vor mir keinen fand, faßte ich hinter mich, fand da etwas und warf es mit aller Kraft auf die Feldhühner. Der Hase, denn es war ein Hase, der hinter mir geschlafen und den ich aufgehoben hatte, — war tot, ebenso wie die Feldhühner. Da hatte ich reiche Beute, ohne viel Mühe gehabt zu haben. — Einmal wollte ich meinen Nachbar, der einen großen Bauernhof hatte, besuchen. Da kam mir dicht vor dem Hofe ein großer, häßlicher Hund entgegen. Noch nie hatte ich einen so großen Hund gesehen. Ich bekam Angst. Ich durchsuchte meine Taschen nach einem Gegenstande, mit dem ich nach dem Hund werfen könnte. Da finde ich einen ziemlich großen Feuerstein in meiner Rocktasche. Mit offenem Rachen stürzt das Tier auf mich zu. Da werfe ich ihm den Stein ins Maul. Der Stein schlägt an die großen Zähne, die Funken sprühen, und bald steht der ganze Hund in Flammen. Der Hund lief in die Scheune, die fing Feuer, und bald war der ganze große Hof eingeäschert. Als ich nun den brennenden Hof sah, machte ich mich schnell davon, lief, lief, bis ich in einen großen Wald kam. Da fand ich eine Räuberbande, die saß unter einer Eiche und verzehrte die Vorräte, die sie in der Nacht gestohlen hatte. Als die mich sahen, riefen sie mich und luden mich ein, mit ihnen zu essen. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Doch als ich satt war und weiter gehen wollte, ließen mich die Räuber nicht fort, sie packten mich und steckten mich in eine große Tonne, die sie zunagelten, und liefen dann weg. Da saß ich nun und konnte nicht weiter. Da kam ein Fuchs des Weges, sah die Tonne und beschnüffelte sie von oben bis unten. Leise streckte ich meine Hand durch den Spund und ergriff den Fuchs beim Schwanze. Der Fuchs erschrak und lief davon und zog die Tonne hinter sich her. Immer schneller lief der Fuchs. Da schlug die Tonne gegen einen Baum, flog in Stücke und, ich war frei. Aber immer noch hielt ich den Fuchs beim Schwanze. Ich schlug das Tier tot, und mit dem toten Tier im Arm kam ich wieder nach Hause. Seit der Zeit nennen mich die Leute ‚Martin mit dem Fuchs'.«

MARIA ALS PFÖRTNERIN. Auf dem Chor im Frauengarten-Kloster zu Löwen stand vor Zeiten ein Muttergottesbild, von dem folgende Geschichte erzählt wird: Es ist schon lange, lange her, da lebte in dem Kloster eine Schwester Pförtnerin, Beatrix mit Namen. Keine im ganzen Kloster war so fromm wie sie, keine der Mutter Gottes so zugetan wie sie in tiefer, inniger Verehrung. Viele Jahre hindurch hatte sie die Reinheit ihres Leibes unbefleckt bewahrt, bis sie sich eines Tages von einem Diener des Klosters verführen ließ. Und als sie erst einmal die Fleischeslust geschmeckt, glaubte sie, ihr fürder nicht mehr entsagen zu können. So trat sie eines Tages vor das Bild der heiligen Jungfrau, legte vor dieser ihr Pförtnerinkleid und die Klosterschlüssel nieder und sprach: »Heilige Mutter Gottes, ich kann dir nicht weiter als reine Magd dienen. Nimm die Kleider und Schlüssel, die mir anvertraut wurden, die Lust des Fleisches ist so stark in mir, daß ich ihr nicht widerstehen kann.« In derselben Nacht entfloh Beatrix mit dem Diener. Der aber wurde ihrer gar bald überdrüssig und verließ sie. Um sich nun ihr Brot zu verdienen, gab sich die ehemalige Pförtnerin der schlimmsten Unzucht hin. Fünfzehn lange Jahre war sie im Lande umhergelaufen und hatte ihren sündigen Lebenswandel geführt, da faßte sie eines Tages die Neugierde, zu wissen, was man wohl im Kloster über ihr Verschwinden gesagt habe. Sie ging nach Löwen, und als sie auf der Straße eine Nonne traf, fragte sie diese, ob sie nicht wisse, ob die Schwester Pförtnerin Beatrix noch im Frauengarten-Kloster sei. Da antwortete ihr die Schwester, daß Beatrix nie das Kloster verlassen habe und allen anderen ein Vorbild sei durch ihr frommes, gottesfürchtiges Leben. Da wurde die Gefallene gar nachdenklich. In der Nacht aber erschien ihr Maria und sagte: »Beatrix, komm wieder in mein Kloster. Du warst meine liebe Tochter und sollst es wieder sein. Niemand im Kloster weiß, was du geworden und wo du gewesen. Laß nun ab von dem sündigen Leben und tue, was du früher getan.« Da stand Beatrix auf und ging ins Kloster vor das Bild der heiligen Jungfrau. Und siehe da! Da lagen die Kleider und die Schlüssel. Die Mutter Gottes selbst hatte fünfzehn Jahre lang für sie die Pförtnerinnendienste im Kloster verrichtet. Da weinte Beatrix heiße Tränen der Reue, legte die alten Kleider wieder an, und getreulich erfüllte sie von nun an ihre Pflicht. Und keine der Schwestern im Kloster hat je von ihrem sündigen Leben erfahren. Lange Zeit nach ihrem Tode hat ihr Beichtvater es erzählt. Seitdem ward das Muttergottesbild ein Edelstein des Klosters, und viele Wunder hat es noch getan.

*) Aus »Flämische Sagen«. Von Goyert-Wolter. Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Hilfe den Künstlern! Die Künstlerschaft der Deutschen Kunstvereinigung, Berlin-Schöneberg, Hähnelstraße 13, ladet Kunstfreunde zur Mitgliedschaft ein. Die große Zahl der Erwerbslosen, der Vereinigung angehörigen, akademisch gebildeten Künstler geben für einen Jahresbeitrag von 25 Mark ein gutes, künstlerisches Gemälde von vielfach höherem Werte. Die Vereinigung besteht zehn Jahre und hat einerseits den Zweck, die Kunst zu verbürgerlichen, so daß auch weniger Bemittelte ihre Wohnräume mit guten Gemälden schmücken können, anderseits ist den beteiligten Malern Gelegenheit geboten, ihre Kunsterzeugnisse an das große Publikum direkt ohne Zwischenhandel abzusetzen. Interessenten können auch Porträtgemälde von gefallenen Kriegern nach Photographie und Farbenangabe unter Garantie genauester Ähnlichkeit von anerkannten Portätmalern zu geringen Preisen ausgeführt erhalten, ebenso auch Kopiegemälde alter Meister aus den Galerien; auch werden alte Gemälde gewissenhaft restauriert. Die Mitgliedschaft ist zwanglos. Hat jemand ein Gemälde erhalten und will für das nächste Jahr keins entnehmen, so kann er sich in demselben Jahre wieder abmelden und bei Bedarf seine Mitgliedschaft erneuern. Prospekt nebst einem Auszug aus den vielen Tausenden von Anerkennungen sowie Abbildungen von Gemälden werden auf Wunsch gern kostenlos zugesandt.

Für Landwirte. Im Verein mit der Landwirtschaftskammer für die Provinz Brandenburg veranstaltet die Königliche Landwirtschaftliche Hochschule in Berlin auch in diesem Jahre im Anschluß an die landwirtschaftliche Woche einen auf zwei Tage berechneten Unterrichtslehrgang für praktische Landwirte und Verwaltungsbeamte am 23. und 24. Februar 1917. Vorträge werden halten: 1. Professor Dr. Lemmermann über „Zeitgemäße Düngungsfragen". 2. Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Lehmann über „Fütterungsfragen". 3. Geheimer Regierungsrat Professor Dr. v. Rümker „Über Kriegslandwirtschaft". 4. Geheimer Baurat Professor Krüger über „Wasserhaushalt im Boden". 5. Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Zuntz über „Gesichtspunkte zur Anpassung des Landwirts an die Kriegslage". 6. Professor Dr. Fischer über „Neue Erfahrungen und Erfindungen im landwirtschaftlichen Maschinenwesen". An Teilnehmergebühren werden erhoben für den Lehrgang 10 M., für die Tageskarte 5 M.

Freudenstadt. Einer der verdientesten und populärsten Stadtvorsteher Württembergs, Stadtschultheiß Hartranft, seit 15 Jahren Ehrenbürger der Stadt, beging am 30. Januar sein 40 jähriges Amtsjubiläum als Stadtoberhaupt von Freudenstadt. Mit seiner Amtszeit fällt die bedeutsamste Entwicklungsperiode in der über 300 jährigen Geschichte der Stadt zusammen; er ist der eigentliche Schöpfer des heutigen Weltkurorts Freudenstadt. Im letzten Friedensjahr weilten dort über 12 000 Kurgäste aus aller Herren Ländern.

Für Reisen nach Österreich-Ungarn. Infolge einer kürzlich erlassenen Verordnung der österreichischen und der ungarischen Regierung ist die Einfuhr einer Reihe von entbehrlichen Gegenständen nach Österreich-Ungarn verboten. Auf Waren deutschen Ursprungs findet diese Verordnung nur zum Teil Anwendung, und zwar u. a. auf Halbwaren aus Edelmetallen, Silber-, Gold- und Platinarbeiten, Korallen und Granatwaren, ungefaßte Edel- und Halbedelsteine, goldene oder vergoldete sowie silberne oder versilberte Taschenuhren, Antiquitäten usw. Für Übersiedelungs-, Ausstattungs-, Erbschafts- und Reiseeffekten dieser Art kann zwar die Einfuhr von den zuständigen Behörden gestattet werden. Schmuckgegenstände, welche mit echten Perlen oder Edelsteinen ausgestattet sind, einschließlich solcher Uhren, sind dabei jedoch ausgeschlossen und dürfen selbst dann nicht nach Österreich-Ungarn eingebracht werden, wenn sie vom Reisenden am Leibe getragen werden. Den nach Österreich-Ungarn Reisenden wird daher in ihrem eigenen Interesse dringendst nahegelegt, ohne solche Gegenstände zu reisen und zur Vermeidung unbequemer Untersuchungen womöglich auch minderwertige Schmuckgegenstände nicht mitzunehmen.

Vom Thüringerwald. In Bad Blankenburg, bevorzugt wegen seiner landschaftlichen Schönheiten, ist zu den bisherigen zahlreichen Anziehungspunkten seit dem Sommer 1911 ein besonders wertvoller gekommen mit der Eröffnung des Sanatoriums am Goldberg durch Dr. med. Karl Schulze. In der besten Ortslage, umflutet von der Morgen- und Mittagssonne, liegt das einladende neue Kurheim in einem herrlichen Naturpark. Ebene und ansteigende Wege, auch nach Regen in gutem Zustande, ermöglichen unzählige abwechslungsreiche Spaziergänge in die nächste und weitere Umgebung des Hauses. Die Höchstzahl der Gäste ist auf 50 festgesetzt. Die äußerst behaglichen Wohnzimmer und zweckmäßigen Badekabinen sind durch elektrische Aufzüge verbunden und befinden sich in dem einfach-vornehmen Kurhaus. Durch Wandelgänge mit ihnen zusammenhängend liegen daneben im Doktorhaus der Speisesaal mit dem Küchenbetrieb und die wundervoll gehaltenen gemütlichen Gesellschaftsräume. Hier vereinigt die liebenswürdige Hausdame die Gäste in den kurfreien Nachmittags- und Abendstunden mit der Familie des Arztes und Besitzers zu traulicher Hausgeselligkeit und Unterhaltung. Auch macht man gemeinsame Ausflüge in die schöne Umgebung. Die geradezu idealen Luftbäder und Liegehallen können zu jeder Jahreszeit benutzt werden. Der illustrierte Prospekt steht auf Wunsch kostenlos zur Verfügung.

Für die Redaktion verantwortlich Heinrich Pfeiffer, für den Inseratenteil Ernst Meckel, beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.
Generalvertreter für Ungarn: Direktor Josef Schuller, Budapest VI, Liszt Ferencz tér 3.